Band 853 • 2,00 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die vier aus der Totenwelt

Band 853 • 2,00 DM

Schweiz Fr 2,00 / Österreich S 15

Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250





Die vier aus der Totenwelt

John Sinclair Nr. 853

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 08.11.1994

Titelbild von Richard Newton

Sinclair Crew

Die vier aus der Totenwelt

»Es sind schon oft genug Menschen in diesem verdammten See ertrunken. Man darf sich von seiner ruhigen Oberfläche nicht täuschen lassen. Darunter lauern Tod und Verderben.«

Warnende Worte, die manche befolgten, andere wiederum nicht. Zu diesen anderen zählten die vier jungen Leute, die knapp ihrem jugendlichen Alter entsprungen waren und nun zu den jungen Erwachsenen zählten, worauf sie auch stolz waren.

Zwei Paare, zwei Geschwister.

Zum einen Nelly und Jimmy Wayne. Beide sahen sich wegen ihrer blonden Haare und ihrer schmalen Gesichter sehr ähnlich. Nelly war achtzehn, ihr Bruder zwanzig Jahre alt.

Im selben Alter waren auch Helen und Gil Travers, das dunkelhaarigere Pärchen. Gil trug seine braune Wolle sehr kurz und nackenfrei. Das Haar wuchs sehr dicht und wirkte wie ein flacher Pilz.

Helen hatte ihre Flut zurückgekämmt und sie zu einem Zopf geflochten, anders als Nelly. Ihre blonde Haarmähne hing ihr permanent in die Stirn und dort auch weiter nach unten, wo sie einen Schleier vor dem rechten Auge bildete, was ihren Vater immer ärgerte, auch dann, wenn die Haare beinahe mit den Spitzen in der Suppe hingen.

Ansonsten waren sie schwer in Ordnung, hatten die Schulzeit hinter sich. Drei von ihnen versuchten es mit Studieren, während sich Nelly für den Beruf der Erzieherin in einem Kindergarten entschlossen hatte und noch auf die Schule ging.

Sie kannten sich seit ihrer Kindheit, waren immer Freunde gewesen. Im Laufe der Jahre war aus der Freundschaft Liebe geworden.

So ging Nelly mit Gil und Jimmy mit Helen.

Sie machten viel zusammen. Besonders in der Freizeit hockten sie beieinander und versuchten, sie sinnvoll auszufüllen. Dazu gehörte auch das Erkunden ihrer schottischen Heimat. Vor Jahren waren sie fest entschlossen gewesen, das Monster von Loch Ness zu finden.

Den Plan hatten sie schnell wieder aufgeben müssen, denn das Ungeheuer hatte sich ihnen ebensowenig gezeigt wie anderen Besuchern. Heute war die Geschichte entmystifiziert worden, und all die Wirte um Loch Ness herum bangten gemeinsam mit den Betreibern der Andenkenbuden um ihre berufliche Existenz.

Loch Ness war also out, auch für die vier Freunde. Aber sie hatten von einem abseits und sehr einsam liegenden See gehört, der angeblich sehr geheimnisvoll und gefährlich sein sollte, weil schon einige Menschen dort ertrunken waren.

Diesen See wollten sie erkunden.

Dazu eignete sich ein langes Wochenende. Am Freitag hinfahren, am Sonntag aus der Einsamkeit der Highlands zurückkehren. Genau so paßte es ihnen in den Plan.

Daß Gils Vater einen Geländewagen, einen Opel Frontera besaß, kam ihnen sehr entgegen. Travers brauchte das Fahrzeug zudem an diesem besagten Wochenende nicht und hatte es seinen beiden Kindern überlassen. Sie hatten es mit Gepäck und Proviant vollgestopft und waren dann losgefahren.

Am Vormittag ging es los. Die vier waren guter Laune. Heiße Rap-Rhythmen aus den Lautsprechern törnten sie an. Und sie wußten

auch, daß auf vielen Nebenstraßen kaum Polizeifahrzeuge verkehrten, und sie riskierten es, mal richtig aufzudrehen.

Der Tag gehörte ihnen, die Welt würde ihnen gehören und natürlich auch die Nacht.

Ein Boot hatten sie mitgenommen.

Der See hieß Lake Green. Zudem lag er sehr einsam und abseits der touristischen Wanderrouten.

Das Gewässer lag so günstig, daß die vier jungen Leute bis direkt an das Ufer heranfahren konnten. Nur an seiner Westseite war er etwas sumpfig, aber dort wollten sie nicht hin.

Sie schlugen ihr Lager auf. Auch die beiden Mädchen packten mit an. Sie waren so erzogen worden, anderen zu helfen, und sie zeigten auch ihr handwerkliches Geschick, denn beim Aufbau der Zelte waren sie ebenfalls engagiert.

Sie hatten sich für zwei Zelte entschieden, denn in der Nacht wollte jedes Paar allein sein.

Nach dem Zeltaufbau legten sie eine Pause ein. Die Mädchen übernahmen hausfrauliche Arbeiten und sorgten für ein Essen. Über dem offenen Feuer gebraten schmeckten die Eier und der Speck viel besser. Dazu tranken sie Bier. Für die Abende hatten sie sich mit Wein eingedeckt, allerdings wollten sie erst am nächsten Tag damit anfangen.

Nach dem Essen waren alle vier satt und kaputt. Die Mädchen aber ließen die Faulheit ihrer Freunde oder Geschwister nicht zu. Sie scheuchten die beiden Jungen hoch und ordneten an, daß sie jetzt an der Reihe waren, das Schlauchboot aufzublasen.

»Können wir das nicht später machen?« maulte Gil.

Nelly trat ihm leicht in die Seite. »Nein, sofort, das will auch deine Schwester.«

»Sehr richtig«, rief Helen, die vom See zurückkehrte, wo sie Wasser geholt hatte, denn die Mädchen wollten spülen. »Die beiden faulen Herrschaften können ruhig mal Einsatz zeigen.«

»Was sagst du dazu, Jimmy?«

Der Angesprochene lag im Gras und schaute in den wolkenlosen Himmel. »Na ja, irgendwann müssen wir es ja tun.«

Jimmy stand auf. Er holte aus dem Frontera den Blasebalg. Das zusammengedrückte Boot lag bereits auf dem Boden.

Ventil und Schlauch wurden verbunden, und Gil trat als erster auf das Brett des Blasebalgs. Nur langsam wurde das Schlauchboot größer. Gil ließ sich von Jimmy ablösen, und der pumpte es ganz auf. Er brachte auch den Blasebalg zurück in den Wagen, kehrte dafür mit vier Sitzbrettern zurück, die er in die Spalten an den Innenrändern der Wulste schob.

»Schiff ahoi«, sagte er und klatschte in die Hände. »Es ist fertig,

meine Damen.«

»Was ist?« Helen stellte die Musik leiser, denn sie hatte Jimmy nicht verstanden.

»Wir können lospaddeln.«

»Aber nicht jetzt!« protestierte Helen.

»Wann denn?«

»Am Abend, wenn es dunkel geworden ist. Da ist es viel romantischer, sagt auch Nelly.«

Jimmy hob die Schultern. »Wenn sie das auch sagt, dann kann man nichts machen.« Richtige Lust, schon jetzt in das Boot zu steigen, hatte er auch nicht, und sein Freund Gil sah es ebenso.

»Ich hole noch zwei Dosen Futter.«

»Gut.«

Die Kühlkiste war gut bestückt worden. Als Gil die beiden schlanken Dosen hervorholte, kam Nelly zu ihm. Chic sah sie aus in ihrer blauen Jeans, der ebenfalls blauen Jeansbluse und der braunen Weste darüber. »Ihr solltet nicht soviel schlucken.«

Gil Travers drückte den Deckel zu. »Das bißchen.«

Sie tippte ihn an. »Heute nacht will ich noch was von dir haben, mein Junge.«

Gil grinste breit. »Was denn?«

»Das sage ich dir später.« Bevor der Junge nach ihr fassen konnte, hatte sie sich bereits zur Seite gedreht und war gegangen.

»Aber erst nach der Fahrt«, murmelte Travers noch hinter ihr her.

Er schlenderte dorthin, wo sein Freund hockte, und warf ihm eine Dose zu.

Jimmy fing sie geschickt auf. »Und?« fragte er, als er die Lasche aufriß und schnell den herausströmenden Schaum schluckte.

Travers ließ sich in die Hocke nieder. »Die beiden wollen in den Abend hineinrudern.« Er schaute dabei über den See, dessen Oberfläche wirklich nur von einem leichten Wind gekräuselt wurde und dementsprechend kleine Wellen warf.

»Was stört dich daran?«

»Alles.«

»Warum?«

»Ich wollte mich heute ausruhen.«

Jimmy Wayne nahm einen Schluck und lachte laut. »Du bist gut, wirklich. Es ist nichts mit ausruhen. Nicht, wenn du mit meiner Schwester und ich mit deiner Schwester unterwegs sind. Die beiden sind Power-Frauen, das merkst du schon jetzt.«

»Leider…« Travers hob die Schultern und trank. »Was meinst du, wie weit sollen wir rudern.«

Jimmy schielte über das Wasser. Ein paar Sonnenstrahlen fielen jetzt über die Fläche, hatten sie aber kaum heller machen können.

Das tiefe Grün schluckte alles. »Bis zum anderen Ufer ist es ziemlich weit«, sagte er vorsichtig.

Gil hatte ihn trotzdem verstanden. Er zeigte ein breites Grinsen.

»Genau das meine ich auch.«

»Und was bedeutet es?«

Travers lachte fast wie ein Kind. »Es bedeutet, daß wir beide zu schwach sind, um bis dorthin zu rudern.«

»Richtig.«

»Worauf einigen wir uns?«

Jimmy schaute zu den Mädchen hin. Die waren damit beschäftigt, das saubere Geschirr in den Korb zu stellen. Dabei unterhielten sie sich und bekamen nicht mit, was die Jungen sagten. »Ich würde die Mitte vorschlagen.«

»Und wenn sie weiterwollen?«

»Kriegt einer von uns einen Muskelkrampf.«

»Wer denn?«

Jimmy reckte sich. »Ich.«

»Und das nimmt man dir ab.«

»Wenn nicht, dann sollen die beiden allein paddeln. Das werden sie nicht wollen. Demnach ist meine Idee optimal – oder?«

Gil Travers reckte den Daumen der rechten Hand in die Höhe.

»Abgemacht, totales Bingo.«

Beide waren zufrieden, doch sie und die Mädchen ahnten nicht, daß das Grauen bereits die Hände nach ihnen ausgestreckt hatte…

***

Der Tag ging, Johnny Walker kam nicht, dafür der Abend und mit ihm die Dämmerung. Sie zauberte ein Bild in die Landschaft, das selbst die wenig romantischen jungen Männer beeindruckte. Zusammen mit ihren Freundinnen standen sie am Ufer, lauschten dem leisen Klatschen der Wellen und schauten über das Wasser.

Die Graue sah aus wie ein dunkles Licht. Sie klammerte sich an der Oberfläche des Gewässers fest und sorgte dafür, daß noch andere Farben entstanden, wobei die dunklen Töne beibehalten wurden.

Das Grün des Wassers schluckte die Dunkelheit. Sie sorgte für eine noch tiefere Farbe, und es sah aus, als wären vom Boden her die Schatten in die Höhe gestiegen, um alles in ihren Bann zu ziehen.

Es hatten sich auch die ersten Dunstinseln gebildet. Sie formten sich zu oft gespenstisch aussehenden Figuren und es hatte den Anschein, als würden sie sich an der Oberfläche festklammern.

»Das ist wie eine Offenbarung!« flüsterte Nelly, die Gils Hand umfaßt hielt. Sie nickte sich selbst zu und wiederholte den Satz. »Ja, wie eine Offenbarung.«

Gil runzelte nur die Stirn. »Sorry, aber was meinst du damit?«

»Weißt du das nicht?«
»Nein.«
»Ich will es anders ausdrücken. Da hat der See sein Inneres nach außen gekehrt.«
»Meinst du?« Als er anfing zu grinsen, war es mit der Romantik vorbei, und Nelly stieß ihm die freie Faust leicht in die Rippen. »Tut mir leid, aber mit dir kann man so etwas nicht erleben.«
»Wieso?«
»Hör auf.«
»Ja, und was ist jetzt mit unserer Fahrt?« fragte Jimmy.
»Wir brauchen nicht!« sagte Gil.
»Und ob wir fahren!« Beide Mädchen protestierten zugleich. »Es ist wunderbar auf dem See.« Helen sprach weiter. »Schaut euch nur an, wie ruhig die Oberfläche vor uns liegt. Da lädt uns das Wasser direkt ein, um darüber hin wegzugleiten. Ich jedenfalls habe mich auf diese Tour gefreut, wirklich.«
Gil seufzte. »Und wie weit sollen wir hinausrudern?«
»Bis zur Mitte.«
Er nickte. »Weiter hätte ich es auch nicht getan, verstehst du?«
»Keine Sorge. Wir wissen alle, daß du nicht eben zu den starken Männern zählst.«
»Ha, ha.«
Die beiden jungen Männer hatten das Boot bereits mit dem Bug in die auslaufenden Wellen geschoben. Auch die Paddel lagen bereit.
Es herrschte eine ungewöhnliche Stille an diesem frühen Abend. Die Natur schien den Atem anzuhalten. Jeder Schritt, den sie gingen, jedes Wort, das sie sprachen, all dies hörte sich doppelt so laut an wie sonst. Diese Stille war einfach anders, faßbar, wie Watte oder wie ein Gespinst. Und sie paßte zu diesem Gewässer, über das die Jungen ihren Blick gleiten ließen, als sie das aufgeblasene Boot ins Wasser schoben. Sie hatten Stiefel über ihre Füße gestreift, standen beide im seichten Uferwasser und warteten darauf, daß die Mädchen einstiegen.
Die bewegten sich vorsichtig. Sie waren keine geübten Bootsfahrer und mußten etwas balancieren, bevor sie sich auf die schmalen Ruderbänke setzten.
»Eng hier, wie?«
Helen grinste ihren Bruder an. »Ich weiß, was du denkst, Gil. Du willst nur, daß wir zustimmen und die Fahrt über den See abblasen. Aber den Gefallen tun wir dir nicht.«
»Das habe ich nicht gesagt.«
»Man merkt es dir aber an.«
»Irrtum, Schwester.«
»Hör auf, ich kenne dich länger und besser. Nein, nein, aber diesmal

hast du dich geirrt. Wir ziehen es durch.«

»Festhalten!« rief Jimmy. Er schob das Schlauchboot an. Der Kiel rutschte über den Boden, der in unmittelbarer Ufernähe sehr glatt war. Die Steine waren feucht geworden, sie gaben dem Schlauchboot noch einen besseren Schub, die Wellen packten zu, bildeten kleine Schaumkämme, die das Boot umhuschten, dann war alles okay.

Sie schwammen und schaukelten, weil die beiden jungen Männer als letzte in das Schlauchboot geklettert waren, sich setzten und nach den Paddeln griffen.

»Seid vorsichtig!« warnte Helen. »Auf ein Bad am Abend können wir beide verzichten.«

»Der See ist aber sauber«, meinte Jimmy und stach das Paddel ein.

»Das wissen wir. Nur habe ich heute morgen schon geduscht. Und jetzt legt euch in die Riemen, Sklaven.« Sie deutete auf den kleinen Rucksack vor ihren Füßen. »Ihr wißt ja Bescheid. Zu essen und zu trinken gibt es erst am Ziel.«

»Was hast du denn eingepackt?« fragte Gil.

»Laß dich überraschen.«

»Bier auch?«

»Nur Saft.«

Gil Travers grinste breit. »Wenn es Gerstensaft ist, habe ich überhaupt nichts dagegen.«

»Säufer!« kommentierte Nelly.

Ihre Freundin nickte. »Ja, gib es ihm. Er hat es nicht anders verdient. Mein Bruder macht jede Stimmung kaputt. Ich an deiner Stelle würde es mir überlegen, Nelly, ob ich noch mit ihm gehen würde. Das ist ein richtiger Macho.«

»Klar.« Nelly lächelte. »Ich werde dir morgen meine Antwort geben.«

»Wunderbar.«

Das Gespräch zwischen ihnen schlief auch deshalb ein, weil die Jungen ebenfalls nichts mehr sagten. Sie hatten keine Lust mehr auf große Gespräche, außerdem mußten sie paddeln, und die großen Fachleute waren sie nicht. Es dauerte eine Weile, bis sie ihren Rhythmus gefunden hatten. Auf dem Wasser war es kühler als am Ufer.

Der Wind fiel von den weiter entfernt liegenden Bergen wie ein etwas kälterer Atemstoß auf das Wasser nieder. Er kräuselte es, er spielte auch mit den Dunstinseln, riß sie auseinander und wehte sie in Fetzen weg.

Das alles konnte die vier jungen Leute nicht weiter stören, zumindest die beiden Mädchen nicht. Sie hielten die Augen geschlossen, hatten es sich so bequem wie möglich gemacht und lauschten dem Klatschen des Wassers, wobei sie die sanften Schaukelbewegungen mit ihren Körpern ausglichen und sich immer mehr an die Technik ihrer

Freunde gewöhnten.
»Wißt ihr eigentlich, wie tief der See in der Mitte ist?« fragte Gil Travers die beiden.
»Nein«, murmelte Nelly, ohne die Augen zu öffnen. »Weißt du es denn?«
Er lachte. »Sehr tief.«
»Wie schlau.«
»Ich frage ja nur, weil wir die Mitte erreicht haben und uns jetzt ausruhen möchten.«
»Die Mitte?« rief Helen und öffnete die Augen.
»Ja.«
Helen Travers schaute sich um. Auch ihre Freundin hielt die Augen nicht mehr geschlossen, und Helens Blick erfaßte zuerst die beiden Freunde, die ihre Paddel eingeholt hatten. Dann schauten sie über das Wasser hinweg, um die Entfernungen zu den Ufern mit ihrem Standort zu vergleichen. Sie stieß Nelly an. »Meinst du wirklich, daß es die Mitte des Sees ist, die wir erreicht haben?«
»Nein.«
»Ich auch nicht.«
»Aber wir müssen uns ausruhen.«
Nelly verdrehte die Augen. »Gil, du warst schon immer ein Faulpelz und wirst auch immer einer bleiben. Mein Bruder wird dir immer ähnlicher. Der tut auch nichts.«
Jimmy nickte. »Stimmt. Darauf bin ich auch stolz.« Er hatte sein Paddel ebenfalls eingeholt. »Ich weiß gar nicht, warum ihr euch aufregt. Hier ist es doch gut. Wir können zuschauen, wie die Dämmerung weiter zunimmt, und wir können noch das andere Ufer sehen. Es wird bald verschwinden, sage ich euch.«
»Ist das tragisch?« fragte seine Schwester.
»Überhaupt nicht. Zumindest hast du dann nicht das Gefühl, zu weit entfernt zu sein. Wenn es sein muß, können wir es noch immer schwimmend erreichen.«
Helen war verwundert. »Warum sollen wir das denn?«
Diesmal grinste Jimmy. »Hast du denn die Geschichten vergessen, die man sich über diesen See erzählt?« Er zeigte auf sich. »Ich jedenfalls habe sie nicht vergessen. Ich muß immer daran denken, und es sind welche dabei, die mir gar nicht gefallen.« Jetzt zeigte er in die Tiefe. »Da unten soll so einiges lauern, was den Tod bringen kann. Die Ruhe hier täuscht und ist trügerisch. In Wirklichkeit ist dieser See ein Monster.« Er nickte. »Ja, er ist wie ein gefräßiges Tier, der sich alles holt, was sich in seiner Nähe befindet. Hierher kommen auch kaum Menschen, weil sie ja wissen, was los ist.«
»Was denn, Bruder?«
»Der Tod aus der Tiefe! Urplötzlich steigt er hoch. Da sind dann

Kräfte am Werk, die wir nicht mehr kontrollieren können. Grauenhafte Dinge sollen hier in vorsintflutlicher Zeit geschehen sein. Dagegen ist das Monster von Loch Ness direkt lächerlich.« Er nickte.
»Ich weiß es, ich habe mich damit beschäftigt.«
»Hör auf!« sagte Helen.
»Warum?«
»Ich will romantische Geschichten hören und keine Horror-Legenden. Dazu ist es viel zu schön hier. Allein diese Ruhe kann man nur als einen Genuß ansehen.«
»Du sprichst schon wie meine Großmutter«, sagte Gil.
»Ist mir auch egal. Ich fühle eben so. Ich bin ein romantischer Mensch, und diese Romantik lasse ich mir einfach von niemandem nehmen, auch von euch nicht.«
»Das hast du's«, sagte Jimmy. »Sie läßt sich die Romantik nicht nehmen.«
»Dafür brauchen wir doch nicht bis auf die Seemitte zu rudern. Oder ist es da romantischer?«
»Spinn nicht!« sagte Helen.
Jimmy Wayne wechselte das Thema. »Wie wäre es denn mit einer kleinen Stärkung, ihr Lieben?«
Nelly schaute hoch. »Ach nein. Habt ihr sie euch schon verdient?«
Die Jungen schauten sich an. »Und wie!«
»Sollen wir, Helen?«
»Wir wollen nicht so sein, Nelly. Wir sind ja keine Egoisten. Los, öffne den Rucksack und zeige ihnen das, was sie eigentlich nicht verdient haben.«
»Ungern.«
Nelly löste die Klettverschlüsse. Selbst dieses Ratschen klang viel lauter als normal.
Die beiden Jungen hatten sich vorgebeugt, um zu schauen. Helen aber drehte sich zur Seite, weil sie noch einen Blick auf das Ufer werfen wollte. Sie hörte zwar Nelly mit den Freunden sprechen, achtete jedoch nicht auf die Worte, denn das Bild, das ihr das Ufer jetzt bot, sah sie als interessanter an.
Es war nicht mehr genau zu erkennen, wo das Wasser aufhörte und das Ufer begann. Sie mußte schon sehr genau hinschauen, um den helleren Schaumstreifen zu sehen, den die auslaufenden Wellen hinterlassen hatten. Wasser, Luft und Boden flossen ineinander über und bildeten ein Gemenge. Unterschiede waren für Helen kaum auszumachen. Sie hatte sogar Mühe, ihren Frontera auszumachen, denn auch über ihn hatte sich die Dunkelheit gesenkt.
Alles war so anders geworden, so fremd und kühl. Auch am Ufer hatte sich Dunst gebildet. Der Himmel war dunkler geworden, obwohl er im Westen noch einen breiten und rötlich schimmernden Streifen

zeigte, denn dort war die Sonne dabei, langsam zu versinken.

Helen überlegte, wie sie dieses Bild und die ganze Stimmung beschreiben sollte. Sie suchte nach den Worten, nach einem Vergleich und kam zu dem Entschluß, über den sie sich selbst wunderte. Für sie sah es so aus, als würde vor ihren Augen die Realität entschwinden, um anderen Botschaften Platz zu schaffen.

Botschaften aus einer fremden Welt, aus dem Unsichtbaren hervorgetreten. Eine Welt schob sich über die andere, und die fremde hatte es geschafft, die eigentliche zu zerstören. Das war genau die Stimmung zwischen Tag und Traum, die Helen im Prinzip mochte.

An diesem frühen Abend aber dachte sie anders darüber. So romantisch dieses Bild auch für sie hätte sein müssen, sie empfand einfach nicht so.

Es war ihr nicht wohl. Es kam ihr einfach unnatürlich vor. Da stimmte etwas nicht.

Ihr wurde klamm ums Herz!

War es Furcht?

Stieg etwas hoch, was man mit einer Urangst umschreiben konnte.

Die drei Freunde interessierten sie nicht, sie packten noch immer aus, sie hörte auch das Zischen, als die Laschen der beiden Bierdosen aufgerissen wurden.

Geräusche, die aus der realen Welt in ihre ungewöhnlichen Träumereien drangen.

Die Gestalt war kein Traum!

Zuerst dachte sie zwar daran, zwinkerte, schaute sich noch einmal um, sah sie wieder.

Am Ufer stand jemand!

Hochgewachsen, starr, mit an den Körper angelegten Armen. Er rührte sich um keinen Millimeter und schien mit dem weichen Boden dort verwachsen zu sein.

Der Unbekannte schaute über den See, hielt den Blick direkt auf sie und das Boot gerichtet, und er sah aus wie ein böses Omen. Sie hatte ihn nicht kommen sehen, obwohl sie das Ufer nicht aus den Augen gelassen hatte. Aber vom Himmel konnte dieser Unbekannte auch nicht gefallen sein. Was sie genau erkannte, war diese große Gestalt, die auch kompakt wirkte. So ein Mann ließ sich nicht die Butter vom Brot nehmen. Trotz der Entfernung spürte Helen, daß etwas Unheimliches, Drohendes und zugleich Wissendes von diesem Unbekannten ausging.

Er war böse, gefährlich….

Er hob seinen rechten Arm und wies über den See hinweg, als wollte er dem Wasser etwas befehlen.

Das war der Augenblick, als Helen die Nerven verlor, und sie schrie leise auf…

***

Ihr Schrei wurde gehört!

Jimmy, der die Bierdose an seine Lippen gesetzt hatte, verschluckte sich fast. Die Dose rutschte ab, das Bier schoß aus der Öffnung und landete auf seinem rechten Hosenbein, was ihn zu einem wilden Fluch veranlaßte. Sein Freund Gil drehte sich so heftig um, daß ihr Boot anfing zu schwanken und sie hastig nach den Bordwandwulsten griffen, um sich dort festzuklammern.

»He, was hast du?«

Helen konnte Gil sofort keine Antwort geben. Sie mußte sich selbst fangen, und sie sah auch den erstaunten Blick ihrer Freundin Nelly auf sich gerichtet. »Da… da … ist jemand.«

»Wo? Was…?«

»Am Ufer. Ein Mann, ein großer Mann. Ich habe ihn gesehen. Er hat dort gestanden. Zwischen unseren Zelten und dem Auto. Wie eine Statue, wie ein Denkmal. Er hat sich nicht gerührt, aber verdammt noch mal, ich habe Angst bekommen.«

Die anderen drei sagten nichts. Nur Nelly streichelte Helens Schulter, während die beiden jungen Männer ihre Blicke gegen das Ufer gerichtet hielten, dort aber nur das sahen, was sie zurückgelassen hatten und keine Gestalt.

»Da ist doch nichts«, sagte Jimmy.

»Ich habe ihn gesehen.«

»Dann hast du dich geirrt.«

»Nein, habe ich nicht!« Helen war wütend. Sie hatte eine Hand zur Faust geballt und schlug damit auf ihren rechten Oberschenkel.

»Was ich gesehen habe, das habe ich gesehen. Da hat einer gestanden. Er hat zu uns herübergeschaut und sogar seinen Arm gehoben, als wollte er dem Wasser hier etwas befehlen. Ich habe eine schreckliche Angst bekommen. Ich fühle mich hier nicht mehr sicher.« Sie schaute sich auf dem schmalen Boot um. »Bitte, laßt uns wieder zurückrudern. Ich… ich … habe Angst bekommen. Ihr hättet es auch gespürt, wenn ihr ihn gesehen hättet. Der war einfach schrecklich, furchtbar, so wie er da stand.«

»Sollen wir?« fragte Jimmy.

Gil Travers nickte. »Aber immer. Wir rudern zurück und zeigen dem Spanner mal, was eine Harke ist.«

»Wenn es nur ein Spanner wäre«, murmelte Helen.

»Was meinst du?«

»Schon gut.«

Nelly schaute ihre Freundin besorgt an, während die jungen Männer sich die Paddel schnappten. »Es geht dir wirklich nicht gut – oder?«

»So ist es.«

»War es so schlimm?«

Helen nickte. »Ich habe Angst gehabt, verdammte Angst. Du kannst es dir nicht vorstellen, aber du hättest diese Gestalt sehen müssen. Sie hat mir nichts getan, sie stand einfach nur da und schaute zu uns rüber. Die Dämmerung umgab sie, aber ich spürte ihre unerklärbare Macht.«

»Welche Macht?«

»Weiß ich nicht. Deshalb habe ich ja auch unerklärbar gesagt. Hier stimmt etwas nicht.«

Nelly räusperte sich. »Das kann ich nicht nachvollziehen. Aber du hast nicht den Eindruck, daß du dir hier irgend etwas vormachst?«

»Nein.«

»So würde ich das nicht sagen, Helen. Hier kommt doch einiges zusammen. Die Einsamkeit, die fremde Umgebung, diese Stunde zwischen Tag und Traum, dann der Dunst. Zudem haben wir uns der Natur geöffnet, und da sieht man schon mal Dinge, die es eigentlich in der Realität nicht gibt. Da werden Träume wahr.«

»Meinst du?«

Helen nickte. »Du kannst mir nicht folgen, wie? Oder mich nicht verstehen?«

»Richtig.«

Helen faßte die Freundin an. »Er war da, Nelly, glaube es mir. Er ist da gewesen.«

»Okay, das werden wir ja sehen, wenn wir das Ufer erreicht haben. Vielleicht kommt er ja wieder. Ich hoffe nur, daß er nichts gestohlen hat. Wir werden ihn finden, falls es ihn gibt. So einfach kann er sich hier nicht verstecken, das glaub mal.«

Die beiden jungen Männer hatten längst nach den Paddeln gegriffen. Sie drehten das Boot, sprachen sich kurz ab und paddelten dem Ufer entgegen. Der Rhythmus klappte noch nicht richtig. Übung machte halt erst den Meister. Auch beim Eintauchen der Blätter spritzte zuviel Wasser hoch.

Helen schaute noch immer zum Ufer. Es fiel ihr leicht, da sie mit dem Rücken zum Heck saß. Sie hatte den Körper gestreckt, um über die beiden Freunde hinwegschauen zu können.

Nelly hockte zwischen den schmalen Sitzbänken und war dabei, den Rucksack zu schließen.

Die Stimmung zwischen ihnen war umgeschlagen. Sie hatte einer gewissen Spannung Platz geschaffen, und sie sackte noch tiefer, als Gil Travers plötzlich fluchte und dem Fluch sofort eine Frage hinterherschickte. »Verdammt, was ist das?«

»Was?« fragte Jimmy.

»Wir kommen nicht von der Stelle.«

»Wie?« fragte Jimmy und paddelte weiter.

Gil holte sein Paddel ein. »Wir rudern uns hier einen Ast und

schaffen nichts.«

»Stimmt!« meldete sich auch Helen.

Jetzt holte Jimmy sein Paddel ein. Er saß als erster im Boot und drehte sich um, weil er die drei Gesichter seiner Freunde sehen wollte. »Stimmt das wirklich?«

»Ich denke schon«, murmelte Gil.

Jimmy Wayne wollte noch etwas hinzufügen, doch die Worte erstickten bereits in seiner Kehle, denn jetzt merkte er, ebenso wie auch die anderen, daß sich ihr Boot trotz allem bewegt. Auf der Stelle drehte es sich langsam im Kreis, und dafür gab es nun wirklich keine Erklärung.

Und doch drehten sie sich.

Schon mehrmals um die eigene Achse. Demnach mußte es doch einen Grund geben.

»Da ist einiges faul«, murmelte Jimmy.

»Ich habe Angst«, flüsterte Helen. Sie hielt die Hände zusammengedrückt. Als niemand etwas dagegen sagte, sprach sie weiter. »Das das… kann mit dieser Gestalt zusammenhängen. Ich glaube es wirklich. Ja, das muß einfach so gewesen sein.«

»Meinst du?« flüsterte Nelly.

»Sicher.«

»Unsinn!« widersprach Gil, doch seine Stimme klang nicht sehr sicher. »Das liegt hier am Wasser. Wir sind in einen Kreisel geraten, in einen Wirbel, versteht ihr? Er hat dafür gesorgt, daß wir uns auf der Stelle drehen, wir müssen dagegen an.«

»Der war doch vorhin nicht da«, warf Nelly ein.

Gil hob nur die Schultern. Er war auch unsicher geworden und spürte in seinem Bauch die Schmetterlinge. Das wollte er nur nicht zugeben, deshalb stieß er Jimmy an und sagte: »Wir versuchen es noch mal. Diesmal noch kräftiger.«

»Wie du willst!«

Sie kamen nicht mehr dazu, denn plötzlich schäumte das Wasser in ihrer unmittelbaren Nähe auf. Gleichzeitig bekam das Boot einen Stoß, als hätte eine Hand gegen den Kiel geschlagen. Mit dem Bug schoß es in die Höhe, die vier Insassen wußten für einen Moment nicht, wie ihnen geschah, sie klammerten sich nur fest und schrien, als das Boot wieder mit dem Bug nach vorn sackte, dabei sogar in das Wasser eintauchte, das in kleinen, kabbeligen und schaumigen Wellen hineinströmte und sie durchnäßte.

»Da ist etwas im Wasser!« schrie Jimmy. »Genau unter uns!« Er mußte einfach etwas tun. Mehrmals stach er das Paddel in den See, wobei er hoffte, auf einen Widerstand zu stoßen, doch er fand keinen. Es gab kein Hindernis in der Nähe, das sich bewegt hätte und unter das Boot gekrochen wäre.

Dafür drehte es sich wieder.

Urplötzlich geriet es in diese Kreisbewegung hinein, und diesmal schneller als beim ersten Versuch. Die vier Insassen wußten nicht, wie ihnen geschah. Sie klammerten sich gegenseitig fest, zumindest die Mädchen, während die jungen Männer trotz allem versuchten, durch heftige Paddelbewegungen der Gefahr zu entkommen.

Sie schafften es nicht.

Die andere Kraft war stärker.

Helen hatte den Kopf so gedreht, daß sie zum Ufer hinschauen konnte. Und wieder entdeckte sie dort den dunklen Umriß der Gestalt. Er hatte seinen Platz nicht verlassen. Noch immer stand der Mann zwischen ihren beiden Zelten und dem Auto. Sein Gesicht war dem See zugewandt, und plötzlich konnte sich die junge Frau vorstellen, daß dieser unerklärliche Vorgang nicht nur mit dem Auftauchen des Fremden zu tun hatte, sondern auch von ihm geleitet wurde.

Er war es, der das Wasser beherrschte und auch all diese, die mit ihm zu tun hatten.

Das Schlauchboot drehte sich weiter.

Wieder schneller.

Es schien sogar über den schaumigen Wellen zu schweben, denn einen Widerstand spürten sie nicht. Da war nichts, was diese Drehbewegung aufhielt, und gleichzeitig bildeten sich Wellen. Kleine, gläserne Berge huschten auf sie zu, so daß ihr Boot an deren Seiten in die Höhe geschleudert wurde.

Wo ein Berg ist, gibt es auch ein Tal, und in das rutschten sie hinein. Jetzt schrien auch die jungen Männer, doch ihre Schreie glichen mehr Flüchen.

Wasser schäumte über. In Gischtstreifen floß es über die Körper hinweg. Es klatschte in ihre Gesichter, es sammelte sich im Boot, und die Insassen hatten das Gefühl, inmitten eines Sturms zu hocken.

Keiner sprach es aus, aber die vier spürten, daß auch ein Schlauchboot kentern konnte.

Die Mädchen klammerten sich aneinander. Sie schrien Worte, die ihnen gerade in den Sinn kamen, wobei keine die andere verstand.

Aber sie sahen auch, daß sich links von ihnen, an der Backbordseite, eine übergroße Welle aus dem normalen Wasser gelöst hatte und auf sie zuschoß wie eine Springflut. An ein Entkommen war nicht zu denken, denn die Welle ließ sich auf ihrem Weg durch nichts beirren.

Sie packte zu.

Auf einmal war sie über ihnen wie ein eiskalter Guß. Sie raubte ihnen den Atem. Das Wasser drang wie Eis in ihre offenen Münder, auch die letzten trockenen Fäden an ihren Körpern wurden noch durchnäßt, und eine andere Kraft packte von unten her zu und wuchtete das Boot hoch.

Hochhieven und gleichzeitig nach steuerbord wegkippen. Das hielt kein Schlauchboot der Welt aus.

Es kippte um.

Vier junge Leute rutschten über Bord, tauchten ein in das verdammt kalte Wasser. Sie schlugen um sich, die Hände suchten nach einem Halt, und es sah schaurig aus, wie sie aus dem Wasser stachen, sich bewegten, aber nichts fanden, woran sie sich hätten festklammern können.

Zwei Hände schlugen noch gegen den kieloben liegenden Boden des Schlauchboots, doch sie rutschten ab wie auf einer seifigen Fläche. Das Wasser war gnadenlos.

Der Strudel packte die Körper, als hätte er nur darauf gewartet. Er zerrte die vier jungen Leute in die Tiefe. Sie versuchten noch, sich zu wehren, und einer schaffte es auch. Für einen Moment schnellte Jimmy aus dem Wasser wie ein Korken. Er hatte den Mund weit aufgerissen und er schrie überlaut den Namen seiner Freundin Helen.

Er sah sie nicht.

Dafür sah er etwas anderes.

Es war die Gestalt, von der Helen berichtet hatte. Sie war so nah vor ihm, daß er nach ihr hätte greifen können. Und er schaute auch direkt in ihr Gesicht, was bei ihm trotz der anderen Gefahren einen tiefen Schrecken hinterließ.

Das war kein Gesicht, das war, das war… eine …

Die nächste Welle wuchtete heran. Und sie war ebenfalls sehr hoch. Jimmy wurde von ihr erfaßt und hatte den Eindruck, von einer Glaskuppel begraben zu werden.

Die Strömung zerrte an seinen Beinen und riß ihn in die Tiefe. Er konnte nichts machen, aber wie im Krampf hielt er die Augen offen und schaute in die Umgebung. Noch konnte er die Luft anhalten, er sah auch die Schatten, die wie übergroße Fische in seine Richtung trieben, als wollten sie ihn begrüßen.

Es waren keine Fische, es waren Körper.

Und ausgerechnet Helen trieb so dicht an ihm vorbei, daß er sie hätte anfassen können. Der Zufall wollte es, daß sie ihren Kopf in seine Richtung gedreht hatte. Er konnte ihr Gesicht sehen, das so seltsam verzerrt wirkte.

Vielleicht deshalb, weil Helens Mund und auch die Augen weit geöffnet waren. Sie bewegte sich auch nicht. Wenn die Arme pendelten, dann lag es allein an der Strömung, die den Körper erfaßt hielt und mit ihm spielte.

Helen lebte nicht mehr.

TOT! TOT!

Für Jimmy Wayne war dieser eine Begriff, der sich mehrmals in seinem Gehirn wiederholte, wie Schreie, und er wußte, daß auch er

bald sterben würde.
Etwas kam auf ihn zu.
Nein, keine Wellen diesmal.
Ein gewaltiger Druck aus dem Innern hervor. Helen trieb weiter, und Jimmy spürte, wie er innerlich vor dem Platzen stand. Er brauchte Luft, nur Luft.
Unsicher bewegte er seine Arme und Beine. Die Schwimmbewegungen waren zu unterschiedlich, als daß sie etwas gebracht hätten.
Nichts war mehr aufeinander abgestimmt. Hinzu kam der Strudel, der auch an Jimmy zerrte.
Luft! Luft!
Es war doch so einfach. Er brauchte nur den Mund zu öffnen und zu atmen.
So einfach…
Die Bewegungen erlahmten. Der Druck in seinem Innern verstärkte sich noch mehr.
Genau in dem Augenblick, als der leblose Körper seines Freundes Gil gegen ihn stieß, riß er den Mund auf.
Luft!
Nie mehr!
Etwas explodierte in seinem Innern, und dann war da nur die schreckliche Leere.
Er sah nichts mehr. Er sah nicht die Gestalt, die zwischen ihnen war und sie packte.
Es geschahen seltsame Dinge mit ihnen, und Jimmy stellte sich tatsächlich die Frage, ob so der Tod aussah.
Und er wunderte sich, daß er das noch konnte.
Was geschah mit ihm oder mit ihnen…?

***

Erst in der Nacht vom Sonntag zum Montag fiel den Eltern der beiden Paare auf, daß etwas nicht stimmte. Man war zwar etwas beunruhigt, aber die großen Sorgen kamen erst im Laufe des Montags, als die beiden Paare noch nicht zurückgekehrt waren und auch sonst ihren Eltern keine Nachricht hatten zukommen lassen.
Die Travers und die Waynes sprachen sich kurz ab und starteten zu einer Suchaktion. Glücklicherweise wußten sie, wohin ihre Kinder gefahren waren, und als sie den See erreichten, da fanden sie alles so vor, wie es die jungen Leute verlassen haben mußten.
Die Zelte, die Feuerstelle, das Auto. Nichts wies auf einen Überfall hin.
Bis Alida Wayne, die dicht am Seeufer stand, plötzlich den Gegenstand auf dem Wasser entdeckte. Zuerst wußte sie nicht, was es

war, aber das Fernglas, das sie aus dem Auto holte, enthüllte ihr die gesamte, grausige Wahrheit.

Kieloben trieb ein Schlauchboot. Nicht nur irgendein Schlauchboot, sondern *das* Boot!

Alida Wayne sah das treibende Boot, aber sie war nicht in der Lage, einen Kommentar abzugeben. Sie stand am Ufer, die Gläser vor die Augen gepreßt, den Mund offen, und plötzlich begannen ihre Hände und auch das Glas zu zittern.

Erst Sekunden nach dieser schrecklichen Entdeckung wurde ihr das Ausmaß der Entdeckung klar. Das Grauen und die Spannung lösten sich bei ihr in einem gellenden Schrei, der auch die drei anderen Menschen alarmierte.

Sie bekamen gerade noch mit, wie Alida Wayne fiel, aber keiner war schnell genug, um sie aufzufangen. Sie blieb am Ufer liegen, die auslaufenden Wellen leckten gegen sie und strichen wie kalte Totenfinger über ihre Hände.

Wenig später entdeckten auch die beiden Männer und Kate Travers das kieloben treibende Schlauchboot.

Kate fing an zu weinen, auch den beiden Männer stiegen Tränen in die Augen. Keiner sagte ein Wort, es war auch nicht nötig, denn sie wußten alle, was geschehen war.

Der Greenlake hatte wieder einmal Opfer gefunden und seiner Legende alle Ehre gemacht.

Ruhig lag er vor ihnen. Sonnenschein zitterte auf den Wellen, und er machte sie golden, als wollte er den Menschen zeigen, daß die Welt doch schön war.

Verständlicherweise dauerte es eine Weile, bis einer von ihnen in der Lage war, zu fahren. Gordon Travers fuhr, Fred Wayne saß neben ihm, die rechte Hand vor die Augen gepreßt. Im Fond saßen die weinenden Frauen. Im nächsten Dorf hielten sie an, denn erst dort fanden sie eine Telefonzelle.

Sie alarmierten die Polizei, die Rettung, auch die Feuerwehr. Es war ein völliges Durcheinander, bei ihrer Panik aber verständlich.

Vier tote Menschen!

Das war die Sensation, wieder einmal. Das brachte auch die Suchtrupps auf Trab. Boote wurden herangeschafft. Sie waren mit der besten Suchelektronik ausgestattet. Es hieß, daß sie jeden Fisch fanden. Fische ja, aber keine Menschen.

Sosehr sich die Männer auch bemühten, es war nichts zu entdecken. Die vier jungen Leute blieben verschwunden. Ihre Leichen hatten sich auch nicht im Uferschlamm oder Buschwerk verfangen.

Es gab nicht die geringste Spur von ihnen.

Nach zwei Tagen brach man die Suche ab.

Zurück blieben zwei völlig deprimierte Elternpaare, und der Todessee

barg wieder ein Geheimnis mehr. So konnten die Legenden aufgestockt werden…

***

Fred Wayne saß in seinem Arbeitszimmer und brütete über Plänen, die er auf seinem Schreibtisch ausgebreitet hatte. Er war Architekt und beschäftigte sich vor allen Dingen mit dem Umbau alter Häuser, denn er gehörte zu den Menschen, die gern erneuerten, aber nicht abreißen wollten. Alte Substanz sollte erhalten bleiben und das Neue sichtbar nur an wenigen Stellen erscheinen.

Wayne hatte sich in der Branche einen Namen gemacht, deshalb arbeitete er auch des öfteren in großen Städten wie Glasgow und Edinburgh. Gerade dort gab es so viel zu verändern, daß drei oder vier Leben nicht ausgereicht hätten, um es zu schaffen.

Nach dem Tod seiner beiden Kinder hatte sich Wayne tief in seine Arbeit gestürzt, was vielleicht ein Fehler gewesen war, aber nur so konnte er den Schmerz zurückdrängen.

Sein Frau Alida hatte anders reagiert. Sie kam einfach nicht darüber hinweg, und wenn der Schmerz zu tief wurde – zudem war er verbunden mit der eigenen Einsamkeit, denn Fred war oft tagelang nicht zu Hause –, griff sie zu Tabletten.

Sie redete sich ein, diese Psychopharmaka zu brauchen, um einigermaßen über die Runden zu kommen, das aber war ein Fehler, denn die Frau geriet immer tiefer in die Abhängigkeit.

Wäre Kate Travers nicht gewesen, wer konnte sagen, wo Alida noch gelandet wäre?

Bei Kate hatte sie Trost gefunden, aber Kate auch bei ihr. Sie war sowieso die seelisch robustere der beiden Frauen. In langen Gesprächen, bei denen hin und wieder auch die Männer teilnahmen, hatte Alida dann ihre schlechte Phase überwunden.

Das lag erst knapp vier Wochen zurück. Denken mußte sie an ihre Kinder noch immer. Ebenso wie die Familie Travers, die aber waren durch ihren Beruf mehr abgelenkt, denn sie besaßen im Ort ein Lebensmittelgeschäft, das beinahe schon ein kleiner Supermarkt war.

Wer in Lauder einkaufen ging, kam an diesem Geschäft einfach nicht vorbei.

Fred Wayne hatte es so einrichten können, daß er zu Hause über seinem Projekt brüten konnte. Erst wenn es fertig war, wollte er es den Stadtvätern von Glasgow vorstellen, und er hoffte darauf, den Zuschlag zu erhalten.

Wayne war sich beinahe sicher, daß er es schaffte, seine Beziehungen waren einfach zu gut. Er konnte zudem hervorragende Referenzen aufweisen, und auch diese neue Einkaufszeile als Bestandteil alter Bausubstanz würde er hinbekommen.

Im Grunde war der Plan fertig, und Fred Wayne konnte auch einigermaßen zufrieden sein. Er gehörte zu den Architekten, die zwar mit dem Computer arbeiteten, aber aufs Zeichenbrett nicht verzichten wollten. Es stand wie eine im Grunde schon alte Erinnerung in der Nähe des großen Fensters in seinem Arbeitszimmer.

Wayne legte den feinen Bleistift zur Seite, streckte die Beine aus und drückte die Lehne des Kippsessels zurück. Dabei streckte er sich und gab zu, doch ziemlich verkrampft zu sein. Das würde sich lösen, denn bis in die Nacht hinein wollte er nicht arbeiten.

Nach einer Weile stand er auf und ging auf den Barschrank zu, der ebenso dunkel war wie das übrige Mobiliar. Er hatte es noch von seinem Vater übernommen, und es würde auch noch weitere Generationen halten, aber vererben an die Kinder konnte er es nicht.

Jimmy und Nelly lebten nicht mehr!

Als ihm dieser Gedanke kam, ballte er die Hände. Sofort stieg wieder der Kloß in seinem Hals hoch. Er holte die Flasche Scotch hervor und ein geschliffenes Glas.

Der Whisky gluckerte in das Gefäß, und Fred schaute dabei zu, wie seine Hand zitterte. Er hatte den Tod der Kinder noch immer nicht überwunden und würde es nie schaffen.

Als er die Flasche wieder wegstellen wollte, klopfte es. Alida betrat das Arbeitszimmer, schaute auf den leeren Schreibtischstuhl und wunderte sich.

»Hier bin ich.«

Sie drehte sich um und lächelte ihren Mann an.

Alida war noch immer eine schöne Frau. Nelly hatte das blonde Haar von ihr geerbt, das immer noch in weichen Wellen Alidas Gesicht umrahmte und nicht gefärbt war. Alida hatte so herrlich blaue Augen, ein eingeschnittenes Gesicht, in dem auch die zahlreichen Sommersprossen nicht störten. Sie trug ein blaues Kittelkleid mit großen weißen Knöpfen.

»Möchtest du auch einen Drink?«

»Gern.«

Fred goß auch ihr einen Doppelten ein und gab ihr das Glas. Er war größer als seine Frau, man konnte bei ihm von einem stattlichen Mann sprechen. Früher hatte er sehr viel gelacht, er war ein richtiger Gesellschaftslöwe gewesen, doch nach dem Tod der Kinder lachte er so gut wie nicht mehr. Sein Haar war grau geworden und erinnerte an zu Wellen erstarrtes Eis.

Mit dem Glas in der Hand ging Alida quer durch das Zimmer. Sie nippte im Gehen und blieb vor dem Fenster stehen, um nach draußen zu schauen. Ihr Blick fiel über einige Dächer hinweg bis hin zu den weichen Bergflanken, wo noch dichter Wald wuchs, nur hin und wieder unterbrochen von breiten Matten, deren Gras mittlerweile grün

geworden war, denn sie steckten mitten im Frühling.

Der Tag war wechselhaft gewesen. Leicht bedeckt, aber auch mit Sonnenschein, doch der hatte sich verabschiedet. »Übermorgen ist es genau ein Jahr her«, sagte sie.

»Ich weiß, Alida.«

Sie trank wieder. In der Scheibe sah sie den Umriß ihres Mannes, der sich ihr näherte. Er blieb seitlich hinter ihr stehen, wobei er ihr eine Hand auf die Schulter legte. »Glaubst du denn, ich könnte es vergessen, Liebes?«

Sie hob die Schultern.

»Ich rede nur nicht so oft davon, aber wie es drinnen aussieht, geht nur mich etwas an.«

»Jeder reagiert eben anders.«

»Du sagst es, Alida.« Er nickte, zog seine Frau herum und ging mit ihr zur Ledercouch, auf der sie sich gemeinsam niederließen. Sie saßen schweigend da, berührten sich, und der Architekt merkte, wie die Hand seiner Frau zuckte.

»Manchmal, Fred, da habe ich das Gefühl, als würde sich jeden Augenblick die Tür öffnen.«

»Und…?«

»Dann kommen sie. Nelly und Jimmy. Plötzlich sind sie da. Sie sagen hi, Mum, hi Dad, wie geht es euch? Ja, das sagen sie, und wir schließen sie dann in unsere Arme.«

Fred schaute seine Frau von der Seite her an. Er sah, daß sie wieder weinte. Auch bei ihm saß der Kloß wieder in der Kehle. Er wußte nicht, wie er seine Frau trösten sollte. Einige Male setzte er an, aber er fand nicht die richtigen Worte.

»Ein Jahr«, flüsterte sie, »mein Gott! Es kommt mir vor, als hätte ich es gar nicht erlebt. Es ist so schnell vorbeigegangen, verstehst du? So… so rasch ohne mich überhaupt zur Kenntnis zu nehmen. Da hat man ein Stück Leben einfach aus mir herausgebrochen.«

»Das verstehe ich.«

»Du hattest deine Arbeit, Fred, warst oft weg. Ich will dir damit keinen Vorwurf machen. Außerdem haben wir oft genug darüber geredet, aber was mich bedrückt und vielleicht auch dich, das ist etwas ganz anderes. Wir haben ja früher darüber öfter gesprochen, es dann wieder verdrängt, doch gerade in der letzten Zeit ist es wiederholt aufgetreten.«

Fred ließ ihr Zeit. Schließlich fragte er: »Was meinst du genau damit, Schatz?«

Alida antwortete und sprach mehr vor sich hin. »Die Ungewißheit, Fred. Ich weiß einfach nicht, ob sie noch leben oder wirklich ertrunken sind.«

»Noch leben?« wiederholte er.

»Ja.«
»Nein, Alida.«
Sie drehte schnell den Kopf. »Warum nicht? Wie kannst du das behaupten, Fred? Sag jetzt nicht, weil man ihre Leichen nicht gefunden hat, sind sie nicht tot. Daran will ich in den letzten Tagen einfach nicht glauben. Ich… ich weiß es selbst nicht, wie das gekommen ist. Es hat mich plötzlich überfallen, und ich habe immer stärker den Eindruck, daß etwas mit dem Tod der Kinder nicht stimmt.«
Wayne rollte sein Glas zwischen den Handflächen. »Und was sollte da nicht stimmen? Hast du dir darüber schon Gedanken gemacht?«
»Natürlich, aber ich bin zu keinem Ergebnis gekommen. Ich weiß es nicht. Ich muß auf mein Gefühl hören, und das wiederum sagt mir, daß da noch etwas auf uns zukommt.«
»Meinst du?«
»Bestimmt!«
»Was denn?«
»Tja, wenn ich das wüßte«, murmelte die Frau. »Ich habe mir den Kopf zerbrochen, aber es ist so schwer, eine Lösung zu finden. Man hat ja von den vier Ertrunkenen nichts gefunden. Keinen Schuh, kein Taschentuch, was weiß ich. Und deshalb gehe, ich mittlerweile davon aus, daß sie nicht in diesem See liegen.«
»Gut«, sagte Fred, »das akzeptiere ich. Wenn nicht im See, wo sollten sie dann sein?«
Alida nickte, obwohl sie nichts bestätigen konnte. »Das genau ist die Frage.«
»Du weißt es nicht.«
»So ist es.«
Er atmete tief ein und formulierte dann seine Worte. »Du denkst aber, daß sie noch leben könnten, und zwar alle vier.«
Das Nicken der Frau sah steif aus.
»Tja«, murmelte der Mann, »darauf eine Antwort zu finden, ist natürlich nicht einfach. Ich habe mir ja auch den Kopf zerbrochen, doch eine Lösung konnte ich nicht finden.«
Alida wußte nicht mehr, was sie zu dem Thema noch anbringen sollte. Ihr Mann war ein klar und nüchtern denkender Mensch. Ein Logiker mit Phantasie, doch seine Phantasie reichte sicherlich nicht aus, um über die Dinge nachzudenken, die ihr Probleme bereiteten, und mit denen sie nicht zurechtkam, aber mittlerweile bereit war, sie zu akzeptieren, wobei sie auch mit Fred darüber reden wollte.
An diesem frühen Abend machte sie den Anfang. »Ich möchte dir etwas sagen und möchte dich gleichzeitig bitten, es nicht falsch zu verstehen.«
»Okay, fang an.«

»Du glaubst an das, was du siehst?«
»Ja.«
»Aber glaubst du auch an das, was du nicht siehst?«
Fred Wayne räusperte sich und runzelte die Stirn. »Moment mal, Alida, darüber muß ich erst nachdenken. Du willst wissen, ob ich an Dinge glaube, die ich nicht sehe.«
»So ist es.«
»Doch, daran glaube ich.«
»Kannst du mir denn Beispiele aufzählen?« fragte sie mit leiser und vorsichtig klingender Stimme.
»Kann ich, kein Problem.« Bevor sich seine Frau weiterhin wundern konnte, sagte er: »Ich glaube zum Beispiel an die Liebe. Ja, an die Liebe zwischen uns beiden, die in all den Jahren nicht abgeflacht ist. Daran glaube ich. Und Liebe kann man doch nicht sehen – oder?«
Für einen Moment staunte Alida ihren Mann an. Eine derartige Antwort hätte sie ihm nicht zugetraut. »Mein Güte, du bist ja«, sie umarmte ihn im Sitzen, »ein richtiger Philosoph.«
»Wenn, dann nur ein kleiner.«
Sie küßte ihn auf die Lippen. »Deine Antwort ist schon ein Anfang gewesen, aber so habe ich es nicht gemeint.«
»Okay, wie dann?«
Alida rückte wieder etwas von ihrem Mann ab. »Es geht darum, ob du auch an eine andere Welt glaubst. Also an die Welt, die du mit deinen Augen nicht siehst.«
»Ho, das ist schwer.«
»Richtig.«
Fred überlegte einen Moment. Er mußte die Gedanken erst ordnen. »Könnte es sein, daß du damit eine Welt meinst, die man als Welt der Geister ansehen kann?«
»So ungefähr.«
»Als eine Welt, in die die Seelen der Toten gleiten. Gewissermaßen an das Jenseits.«
»Auch.«
Er hob die Schultern. »Das ist natürlich schwer. Ich bin kein großer Kirchgänger, allerdings im Innern meines Herzens ein gläubiger Mensch. Was du von mir verlangst, ist schwer, weil ich dir antworten, werde: Gib mir Beweise.«
»Die habe ich nicht. Doch, es gibt sie!«
Diesmal war Fred erstaunt.
»Was macht dich denn so sicher?«
Alida tupfte noch den Rest der Tränen ab. »Unser verstorbener Sohn hat mich sicher gemacht.«
»Ach!« Der Mann setzte sich aufrecht hin. »Etwa, daß er nicht gefunden wurde – ebenso wie Nelly?«

»Richtig.«

Er stand auf, fragte Alida, ob sie einen weiteren Drink wollte, den sie ablehnte. Dafür gönnte sich Fred noch einen Schluck. Nachdenklich in das Glas schauend kam er wieder auf die Couch zu. »Unsere Kinder haben dich also sicher gemacht?« fragte er beim Setzen.

Alida nickte.

»Kannst du das denn genauer erklären?«

Sie holte tief Luft und preßte ihre Hände gegen die Wangen. »Genauer«, murmelte sie, »was heißt genauer? Ich möchte zunächst von dir das Versprechen haben, daß du mich nicht auslachst.«

»Um Himmels willen! Wie käme ich dazu?«

»Nun gut, dann will ich dir sagen, daß es für mich immer schlimmer wird, je länger unsere Kinder verschwunden sind. Ich habe einfach den Eindruck, daß sie mich aus ihrem Reich heraus besuchen. Daß sie im Schlaf, daß sie in der Nacht bei mir sind, mich oder uns besuchen, mit mir reden wollen, doch ich schaffe es dann nicht, ihnen eine Antwort zu geben, weil ich einfach blockiert bin.« Sie räusperte sich. »Kannst du dir das vorstellen, Fred?«

Seine Antwort erfolgte sehr schnell und spontan. »Nein, das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Ich eigentlich auch nicht.«

»Aber…?«

»Mein Gott, es ist geschehen, Fred. Es ist einfach passiert.« Sie fuhr durch ihr Haar. »Ich habe es doch auch nicht begriffen, aber ich kann mich nicht dagegen wehren. Immer wieder in der Nacht kommen unsere Kinder als Geister zu mir. Das fing vor einigen Wochen an, da habe ich mich regelrecht erschreckt, aber es ging weiter, sie… sie wurden stärker, und ich gewöhnte mich an sie. Ich hatte immer das Gefühl, als wollten sie mir etwas sagen, wobei die Distanz zwischen uns leider zu groß oder unüberbrückbar war. Der eigentliche Kontakt kam nie richtig zustande. Aber sie haben mich besucht.«

»Als Geister?«

»Sicher.«

»Wie sahen sie denn aus?«

Alida zerknüllte das Taschentuch zwischen ihren Händen. »Ja, wie sahen sie aus? Eine gute Frage, Fred. So genau beschreiben kann ich sie nicht. Es klingt dumm, wenn ich sage, daß sie wie Geister aussahen. Aber davon haben wir beide nichts.«

»Das ist richtig.« Er leerte sein Glas und spürte, daß ihm warm geworden war, was nicht allein am Alkohol lag. »Mit wem hast du alles darüber gesprochen, Alida?«

»Bisher nur mit dir.«

»Auch nicht mit Kate und Gordon Travers?«

»Gott bewahre, nein! So etwas ist einfach zu intim. Das geht nur uns

beide an.«
»Das war gut, Liebes.« Er räusperte sich. »Mir ist das nicht passiert, das muß ich ehrlich zugeben. Möglicherweise war deine Bindung zu den Kindern noch intensiver als die meine. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß der Tod dieser vier jungen Leute ein verfluchtes Rätsel ist.«
»Da gebe ich dir recht, Fred. Aber wenn du nachdenkst, dann kannst du auch meine Reaktion verstehen und begreifst, warum ich über das Verschwinden anders denke.«
»Das stimmt wirklich«, sagte er. »Da kann ich dir beim besten Willen keinen Vorwurf machen. Ich gehe davon aus, daß ich auch nicht anders gehandelt hätte.«
Sie lehnte sich an ihn. »Danke, daß du mich nicht ausgelacht hast oder meine Reaktion für überzogen hältst.«
»Nein, das auf keinen Fall. Aber wir sollten auch mit Kate und Gordon darüber reden. Möglicherweise hat einer von ihnen die gleiche Erfahrung gemacht.«
»Ich habe mich einfach nicht getraut.«
»Das kann ich verstehen. Wenn wir allerdings mit ihnen sprechen, dann müssen wir zu viert sein.«
»So denke ich auch.« Sie setzte sich wieder normal hin. »Fred«, sagte sie mit einer Stimme, die ihn aufhorchen ließ. Immer wenn Alida so redete, hatte sie noch einen Trumpf im Ärmel.
»Was ist denn?«
»Da wäre noch etwas.«
»Raus damit!«
Sie schaute ihn an und lächelte etwas verkrampft. »Es ist gar nicht so einfach, weißt du? Folgendes: Ich setze mal den Fall, beim Verschwinden der Kinder ist es nicht mit rechten Dingen zugegangen. Das wäre doch dann ein rätselhafter Fall, den man sicherlich aufklären müßte.«
»Da gebe ich dir recht.«
»Und du würdest einer Aufklärung auch nicht im Wege stehen, Fred? Egal, wie und von wem sie angepackt wird?«
Der Architekt winkte ab. »Jetzt mal raus mit der Sprache, Mädchen. Auf was willst du hinaus?«
»Ich habe mir da schon meine Gedanken gemacht. In unserem Ort wohnen doch die Sinclairs. Dieses nette, ältere Ehepaar. Er ist pensionierter Rechtsanwalt. Wir haben sie ja oft getroffen und schon einiges an Spaß mit ihnen gehabt. Denk nur an die Feste und so weiter.«
»Klar, Alida. Worauf willst du hinaus?«
»Im Prinzip auf den Sohn der Sinclairs, auf John, den Polizisten. Du weißt selbst, daß hier in der Umgebung von Lauder schon einige rätselhafte Fälle passiert sind. Unheimliche Dinge sind hier

vorgegangen, und immer ist es John Sinclair gewesen, der sie aufgeklärt hat, wenn er von seinen Eltern gerufen wurde.«

»Ich verstehe, Liebes. Du möchtest mit den Sinclairs reden, damit sie unseren Fall an ihren Sohn weiterleiten.«

»Das hatte ich vor.«

»Hm.« Fred Wayne schwieg.

Das Schweigen dauerte Alida zu lange. »Hast du etwa Angst davor, daß wir uns lächerlich machen könnten?«

»Auch das.«

»Nein, das glaube ich nicht. Nicht bei den Sinclairs. Die sind allem gegenüber aufgeschlossen.«

»Und was willst du ihnen sagen?«

»Das gleiche, was ich dir gesagt habe. Ich werde von meinen Gefühlen und Eindrücken reden, die ich in der Nacht hatte. Von den ungewöhnlichen Besuchen unserer Kinder inmitten der Nacht. Von diesen traumatischen Geistererscheinungen, wobei ich sicher bin, daß die beiden ein offenes Ohr für uns haben.«

»Findest du?«

»Es käme auf den Versuch an. Auch sie haben vom Unglück der beiden Familien gehört. Wenn ich ehrlich sein soll, kann ich in dieser verfluchten Ungewißheit einfach nicht mehr weiterleben. Ich weiß nicht, ob sie tot sind oder noch leben. Das ist es, was mich verrückt macht. Wieso hat man ihre Leichen nicht gefunden? Dieser See ist nicht Loch Ness, er ist überschaubar, es gibt nicht einmal Strömungen oder Strudel. Das Verschwinden ist völlig rätselhaft. Mir kommt es manchmal vor, als wären sie verschluckt worden von einem gewaltigen Maul, das sie nicht mehr freilassen will.«

Fred Wayne stellte das Glas ab. »Es war ein wenig viel für mich. Du hast mich ja hart überrascht, und ich will dir auch keinen Vorwurf machen, Alida, aber…«

»Du bist also dagegen?«

Er schaute sie erstaunt an. »Wer sagt das denn?«

»Ich entnahm es deiner Reaktion.«

»Nein, nein, da hast du dich geirrt. Darf ich dir statt dessen einen Vorschlag machen?«

»Gern.«

»Wir sollten eine Nacht darüber schlafen.«

Alida hob ihre Augenbrauen. »Schlafen?« fragte sie in einem bestimmten Tonfall.

»Ja.«

»Ich weiß nicht, ob ich zum schlafen…«

Er hob den Arm. »Moment, ich bin noch nicht fertig. Es geht weiter. Solltest du wieder diese Träume oder Eindrücke haben, dann wäre es gut, wenn du mich weckst.«

»Das geht nicht.«
»Warum nicht?«
Alida verzog das Gesicht und atmete stöhnend aus. »Ich muß es dir erklären. Wenn ich diese traumatischen Erlebnisse habe, dann komme ich mir vor wie gelähmt. Ich kann mich dann nicht bewegen. Es hat mich eine andere Kraft oder Macht überfallen, ohne mich aus ihren Klauen zu lassen. Das sind geistige Fesseln, verstehst du?«
»Nicht ganz, aber ich kann es mir vorstellen. Du liegst da, möchtest dich rühren, möchtest aufstehen, zu den Kindern gehen, aber du schaffst es nicht.«
»So ist es.«
Fred wischte über seine Stirn. »Noch mal, Alida, wie siehst du unsere Kinder?«
»Als schwache Gestalten.«
»Geister also?«
»Wenn man diesen Begriff dafür verwenden kann, dann stimme ich dir durchaus zu. Es sind vielleicht die Seelen, die aus einem anderen Reich oder aus einer anderen Welt zurückgekehrt sind, und diese Seelen haben die Form ihrer früheren Körper angenommen. Es klingt verrückt, ich weiß, aber ich habe keine andere Lösung.«
Der Architekt zog die Stirn kraus. »Warum, verflucht noch mal, hat man dann ihre Körper nicht gefunden?« Er ballte die Hände.
»Das ist doch Irrsinn.«
Alida war da anderer Meinung. »Manchmal muß man eben über seinen eigenen Schatten springen.«
Fred Wayne lief im Zimmer auf und ab. »Du hast gut reden, aber mir ist das zu allgemein.«
»Mir auch, Fred. Bis jetzt noch. Aber wir können doch versuchen, es zu konkretisieren.«
»Und das wird uns gelingen?«
»Wenn wir zu schwach sind, holen wir Hilfe.«
Fred legte den Kopf schief und schaute seine Frau skeptisch an.
»Du denkst an die Sinclairs?«
»Genau.«
Wayne schaute aus dem Fenster. Er sah, daß die Dämmerung das Licht des Tages allmählich verdrängte. »Ich weiß es nicht, Alida, ich weiß es wirklich nicht. Aber ich will mir auch nicht vorwerfen lassen, nicht alles getan zu haben, was menschenmöglich ist.«
»Dann stimmst du zu?«
Er drehte sich um und hob beide Schultern. »Was soll ich denn machen, Liebes…?«

***

Wieder war es Nacht, und wieder war es dunkel. Und wieder lag

Alida in ihrem Bett. Neben ihr wälzte sich Fred unruhig von einer Seite auf die andere, was der Frau überhaupt nicht gefiel. Sie sagte schließlich: »Bitte, es hat keinen Sinn, wenn du dich quälst, um wach zu bleiben. Du kannst ruhig schlafen. Ich werde versuchen, dich zu wecken, wenn ich es schaffe.«

Fred Wayne richtete sich auf. Er schnellte dabei förmlich in die Höhe. »Klar, Alida, du willst es versuchen. Aber was ist, wenn dein Versuch mißlingt?«

»Dann bleibt uns immer noch der nächste Tag und damit auch das Gespräch mit den Sinclairs.«

Der Mann vergrub sein Gesicht für einen Moment in den Händen.

»Ich begreife es nicht«, flüsterte er und ließ sich wieder zurücksinken. »Ich kann es nicht fassen. Es kommt mir vor, als wäre an diesem Tag mein ganzes Leben auf den Kopf gestellt worden.«

»Das verstehe ich. Dennoch sollten wir uns damit abfinden, andere Wege einzuschlagen.«

»Dagegen habe ich auch nichts.«

Beide sprachen noch länger miteinander und hielten sich dabei an den Händen. Alida Wayne lag länger wach als ihr Mann. Sie merkte an seinen Reaktionen, wie müde er wurde. Die Worte drangen nicht mehr so klar über seine Lippen. Sie glichen einem Gemurmel und waren kaum noch zu verstehen, und sie spürte auch, wie der Druck seiner Hand sich immer mehr abschwächte und schließlich überhaupt nicht mehr vorhanden war. Ein Zeichen dafür, daß Fred jetzt entspannt war und schlief.

Im Gegensatz zu ihr.

Wach, nicht hellwach, lag sie auf dem Rücken. Sie kam sich selbst vor wie von einem dichten Kokon umgarnt. Sie wollte schlafen, nur hatte sie nicht die innere Ruhe. Es gelang ihr, auf die Uhr mit der digitalen Anzeige zu schielen. Nur war Mitternacht nicht erreicht, aber die Tageswende würde in wenigen Minuten kommen.

Das Schlafzimmer war sehr geräumig. Ohne die Bewegungsfreiheit zu stören, paßte sich der begehbare Kleiderschrank an. Zwei Fenster ließen tagsüber das Licht in den Raum fließen. In der Nacht waren die Vorhänge vorgezogen, und die beiden Rechtecke malten sich nur mehr schattenhaft ab.

Alida hatte ihren Mann nicht belogen. In den letzten Tagen hatten die nächtlichen und traumatischen Erlebnisse tatsächlich zugenommen. Nelly und Jimmy waren aus einer anderen Welt in dieses Zimmer gedrungen und hatten mit ihr Kontakt aufnehmen wollen. Sie waren wie Nebelstreifen oder wie luftige Gardinen am Fußende der Betthälften entlanggehuscht, hatten ihre Mutter dabei angeschaut, und ihr war auch das Flehen in den Augen nicht entgangen, obwohl man bei ihnen nicht mehr von normalen Augen

sprechen konnte. Da war etwas anderes in ihren Gesichtern. Der Frau fehlte das passende Wort, um es zu beschreiben.

Sie wußte genau, daß ihre beiden Kinder in dieser Nacht wieder erscheinen würden. Es war einfach das Wissen einer Mutter, die stark mit den Kindern verwachsen war. Jetzt lag sie da und wartete darauf, ob und wie es geschehen würde.

Vielleicht im Traum? Möglicherweise in einem Zustand der Trance? Sie hatte keine Ahnung. Begonnen hatte es im Traum, aber da waren diese Gestalten nur sehr schwach gewesen. Später hatten sie sich dann verstärkt, doch da war dann Alidas Traum schwächer geworden. Sie konnte nicht sagen, ob sich Traum und Realität miteinander vermischt hatten. Zu viele Fragen standen noch offen.

Und jetzt wartete sie.

Minuten verrannen. Die Tageswende war längst überschritten.

Nichts passierte mehr. Das Zimmer blieb ruhig, und auch Alida schaffte es nicht, so wach zu bleiben, wie sie es sich vorgestellt hatte.

Sie sackte plötzlich weg, als wäre die Matratze unter ihr verschwunden. Eine tiefe Grube fing sie auf, und gleichzeitig schaffte sie es nicht, die Augen zu schließen.

Mit noch immer offenen Augen blieb sie in einem Zustand liegen, der zwischen Wachsein und Traum dahindämmerte.

Bei ihr kreuzten sich das Bewußtsein und das Unterbewußtsein, denn aus letzterem stiegen wieder die Bilder hervor, die sie schon öfter gesehen hatte.

Da waren ihre Kinder, wie sie fröhlich spielten, wie sie dann größer wurden, wie es zu den Problemen in der Pubertät kam, wie auch die überwunden worden waren, wie sie die Schule endlich hinter sich gebracht hatten, und wie es dann zu den Verbindungen mit den Travers-Kindern gekommen war.

Da war aus Freundschaft Liebe geworden, und so etwas fand man wirklich selten.

Und nun?

Es fiel Alida nicht auf, daß sie weinte, nur an ihren Wangen waren die feuchten Streifen zu sehen, die Tränenkugeln hinterlassen hatten. Wo waren ihre Kinder jetzt, und was waren sie?

Sie hatten diese Welt verlassen, sie waren hineingetaucht in eine andere Sphäre, sie erlebten jetzt das Jenseits, von dem viele berichtet hatten und über das auch so oft geschrieben worden war. Mal als Himmel, mal als Hölle bezeichnet.

All das schoß der Frau durch den Kopf, ohne daß sie eine Lösung fand. Sie spürte nur, wie die andere Kraft immer stärker wurde. Der Kokon um ihren Körper verdichtete sich, und die fremde Macht war dabei, sie in ihre Welt zu locken.

Etwas Kaltes streifte ihr Gesicht!

Alida Wayne schrak zusammen. Sie bewegte sich ansonsten nicht, blieb starr liegen, doch sie wußte, daß es der Anfang war. Schon mehrmals hatte sie die gleiche Situation erlebt, und es wäre jetzt für sie an der Zeit gewesen, ihr Versprechen einzulösen und Fred zu wecken. So gern sie dies auch getan hätte, es war ihr nicht möglich, denn sie konnte sich einfach nicht bewegen. Die Befehle des Gehirns wurden nicht weitergegeben, und so blieb sie liegen.

Das große Doppelbett stand so, daß die liegenden Personen aus den beiden Fenstern schauen konnten. Die hellen Vorhänge reichten beinahe bis zum Boden. Beide Fenster waren gekippt worden. Hin und wieder fuhr der Wind durch die Lücken und bewegte die Vorhänge.

Allerdings nur in einem bestimmten Rhythmus, und er bauschte sie nie so auf, wie es diesmal der Fall war. Selbst die Vorhänge wölbten sich zum Zimmer hin und wirkten an dieser Stelle wie übergroße Bäuche.

Sie kamen nicht nur, sie waren schon da!

Alida Wayne lag still in ihrem Bett. Dennoch fror und zitterte sie innerlich.

So stark hatte es sie noch nie erwischt. Ob es mit dem einjährigen Tag des Verschwindens zusammenhing, der morgen sein würde?

Sie konnte es nicht sagen, aber sie merkte bereits, daß sie keine Angst hatte. Nicht die Spur einer Furcht vor dieser doch zumindest ungewöhnlichen Begegnung.

In ihrem Innern breitete sich plötzlich eine große Freude aus. Alida weinte auch. Diesmal nicht aus Trauer, sie freute sich eben. Die Tränen lagen kalt wie kleine Eiskugeln auf ihrer Haut.

Die Frau und Mutter wartete.

Noch ließen sich ihre Kinder Zeit. Sie zeigten sich nicht, wie sie die beiden kannte. Aber sie spürte ihre Nähe, denn da war das Gefühl der mütterlichen Vertrautheit, das es auch gegeben hatte, als die Kinder noch lebten.

Nein, sie waren ihr auch als Geister nicht fremd, denn sie würden ihrer Mutter bestimmt nichts tun.

Über das Bett hinweg glitt ein kalter Hauch. Er war wie ein Atemstoß. Er drang höher, er kroch auf ihr Gesicht zu und streifte darüber hinweg.

Für einen Moment hatte sie den Eindruck, als würde sich auf ihren Lippen ein Eisfilm bilden, dann aber war es vorbei, und die Frau konnte wieder alles so wahrnehmen, wie es auch der Wirklichkeit entsprach.

Der Vorhang und auch die Gardine hatten sich wieder zusammengelegt. Sie hingen so normal wie immer. Aber die Kälte nahm zu.

Noch einmal strich sie von links nach rechts über die Betten hinweg.

Es kam der Frau vor, als würde sie von den Händen ihrer Kinder gestreichelt. Eine Liebkosung, die ihr Mut machen sollte.

Alida versuchte zu reden, es klappte nicht. Irgendeine Kraft hatte die Lippen zusammengenäht. Wenn sie sprechen wollte, dann mußte sie allein die Worte in ihren Gedanken formulieren.

Was würde geschehen?

Würden ihr die toten Kinder die Wahrheit sagen, damit sie ihr weiteres Leben beruhigt führen konnte? Die Gedanken brachen ab, denn am Fußende des Bettes bewegte sich etwas.

Ein Hauch, ein sehr dünner Streifen. So fein, wie er aus einem Stoff nie gewebt werden konnte.

Logisches Überlegen war in dieser Sekunde unmöglich. Hier ging es jetzt um andere Dinge, denn das Jenseits hatte eine seiner Türen geöffnet, um sich zu offenbaren.

Sie blieben dort, wo die Frau sie gesehen hatte!

Nichts geschah zunächst. Mit geöffneten Augen starrte Alida Wayne nach vorn. Sie wagte kaum, Luft zu holen, hielt den Atem an und spürte ihren eigenen Herzschlag überlaut. Sogar die Echos erreichten ihre Rippen.

Und dann drehte sich an zwei Orten die Luft. Zumindest sah es so aus. Sie bewegte sich auf der Stelle, sie zitterte, und die hauchdünnen Nebelstreifen verdichteten sich.

Gestalten entstanden.

Noch sehr diffus und neblig. Je mehr Zeit verging, um so deutlicher hoben sich die Konturen hervor und auch der Nebel schwand allmählich dahin.

Alida konnte es nicht fassen. Ihre Augen waren weit geöffnet. Sie hatte ebenfalls das Gefühl, in einer anderen Welt zu stehen, denn was sich da abspielte, war für sie unerklärlich. Da waren zwei Gestalten einer anderen und unheimlichen Welt entstiegen, die nicht nur eine gewisse Ähnlichkeit mit den verlorenen Kindern aufwiesen, sondern mit ihnen identisch waren. Nur sahen sie anders aus.

Ihre Umrisse bestanden oder schienen aus Glas zu bestehen, und in den Körpern waren sie zwar leer, aber doch nicht leer. Es gelang Alida nicht, diese Szene konkret zu beschreiben. Für sie sah es aus, als wäre auf dem Standfoto eines Films noch ein weiteres Foto darüber geschoben worden, wobei das zweite mehr einem Negativ glich.

Kein Zweifel, es waren ihre Kinder.

Nelly und Jimmy standen vor ihr.

Sie schauten über das Bett hinweg in das Gesicht der Mutter, die ebenfalls ihren Blick nicht abwenden konnte und dabei versuchte, jede Einzelheit der Gesichter in sich aufzusaugen, um festzustellen, ob sie irgendwelche Verletzungen aufwiesen oder ob alles okay war.

Sie sahen unverletzt aus. Sie sahen aus wie immer. Sie trugen sogar

noch ihre Kleidung, in denen sie damals weggefahren waren.

Nichts hatte sich verändert, und doch gab es einen großen Unterschied zu den früheren Zeiten.

Nelly und Jimmy sahen sehr, sehr traurig aus. Nicht erlöst, wie man oft von Toten sagte. Sie wirkten so, als hätten sie eine schwere Last zu tragen, und ihre Mutter sorgte sich natürlich um sie. Selbst im Tod hatten sie keine Ruhe.

Oder waren sie nicht tot?

Das wollte und mußte die Frau unter allen Umständen herausfinden. Aber wie? Wie konnte sie, die sie im Bett lag und sich kaum rührte, einen Kontakt herstellen? Und auf welche Art und Weise kommunizierte man mit Geistwesen?

Ihr ging so vieles durch den Kopf. Sie dachte an Begriffe wie Telepathie und Telekinese, warf dabei einige Dinge durcheinander und wußte wirklich nicht, wie sie beginnen sollte.

Inzwischen nahmen ihre Kinder immer mehr Gestalt an. Sie hoben sich viel deutlicher vor dem dunklen Hintergrund ab, so scharf konturiert, daß Alida einzelne Haarsträhnen bei ihrer Tochter erkennen konnte, die das schmale Gesicht umrahmten.

Mein Gott, sie hat so viel Ähnlichkeit mit mir…

Und trotz allem waren Nelly und Jimmy nicht existent. Sie bestanden einfach nicht aus Fleisch und Blut, sie waren Schemen mit harten Konturen aus dem Reich der Geister.

Beide bewegten ihre Arme. Und beide stützten die Hände gegen die Kante des Unterteils.

Alida hätte etwas hören müssen, was aber nicht der Fall war. Alles geschah so unnatürlich lautlos, da paßte nichts mehr zusammen, die Regeln der Physik waren auf den Kopf gestellt worden, sie galten zudem nicht im Reich der Geister.

Nie hätte Alida Wayne gedacht, daß es einen Besuch aus dem Jenseits in Wirklichkeit geben würde. Wenn sie in Illustrierten darüber gelesen hatte, dann hatte sie nie gewußt, ob sie darüber lachen oder sich ärgern sollte.

Jetzt aber…

Und sie träumte nicht. Sie erlebte es mit, wobei sie zusätzlich noch die Kälte spürte, die sich über dem Bett ausgebreitet hatte.

Nur eine halbe Armlänge von ihr entfernt schlief Fred und merkte von nichts.

Plötzlich war die Stimme da. So geisterhaft leise, daß Alida zunächst irritiert war und überlegte, wer wohl gesprochen hatte. War sie weiblich gewesen oder männlich? Hatte Nelly oder Jimmy gesprochen? Es war eine so dünne und neutrale Stimme gewesen, daß Alida nicht in der Lage war, eine Antwort zu geben. Der Klang hatte sie innerlich noch stärker erregt. Sie lag zwar still auf dem Rücken,

spürte aber in ihrem Innern das Kochen und den Schweiß auf den Handflächen.

Am Fußende des Betts standen sie, ohne sich zu rühren. Von ihnen strahlte die Kälte aus, die für Alida kaum zu beschreiben war. Jedenfalls ging sie durch und durch.

Zum zweitenmal glitt der Klang der Stimme über ihr Bett. Diesmal formulierte sie ein Wort, das die Frau sehr deutlich verstand. »Mutter…?«

Alida Wayne verkrampfte sich. Sie schloß für einen Moment die Augen, als könnte sie dieses eine Wort für immer festhalten. Für einen Moment huschte ein Lächeln über ihre Lippen. Sie hatte das Gefühl, ihre Kinder leibhaftig und auch körperlich wieder bei sich in diesem Zimmer zu haben.

Alida atmete durch die Nase. Das einmal gesprochene Wort wehte noch durch ihren Kopf. Hatte sie es nun gehört, oder war es ausschließlich in ihren Gedanken entstanden?

Auf diese Frage konnte sie sich kaum eine Antwort geben. Zudem redeten die geisterhaften Gestalten weiter. Alida schaffte es auch, wieder ihre Augen zu öffnen.

Beide standen an derselben Stelle. Sahen vielleicht so Engel aus?

Waren die Kinder gestorben und nun als Botschafter wieder zu ihr gekommen?

Engel hatte sie sich immer anders vorgestellt. Auch als Erwachsene war sie noch durch die Bilder der Kindheit geprägt, wo Engel als ätherische Wesen mit breiten Flügeln über den Himmel huschten und den Menschen die frohe Botschaft brachten.

Ihre Kinder sahen anders aus. Aber sie waren da, und nur das zählte im Moment.

Die Sorge der Mutter drängte sich hoch, und sie stellte plötzlich wie von selbst die Frage. »Geht es euch auch gut, meine beiden? Seid ihr denn zufrieden…?« Alida hatte halblaut gesprochen und ein wenig störend für ihren Mann, der nicht mehr so ruhig liegenblieb. Er drehte sich auf die Seite, wandte seiner Frau den Rücken zu, und Alida dachte zudem nicht daran, ihn zu wecken.

»Es ist so dunkel…«

Die Frau schrak zusammen. Sehr genau hatte sie die Antwort verstanden und auch begriffen. Dunkelheit bedeutete nichts Gutes, egal, ob im Diesseits oder im Jenseits, und sie wollte auch wissen, warum es so dunkel war.

»Grab…«

Ein kalter Schauer rieselte über ihre Arme. Die Gänsehaut blieb da wie eingezeichnet. Warum hatten ihre Kinder ausgerechnet von einem Grab gesprochen – warum?

Sie kam damit nicht zurecht. Lagen ihre Körper in irgendwelchen

Gräbern, und waren nur die Seelen oder Geister aus der Tiefe wieder zurückgekehrt, um sich den Menschen zu zeigen?

»Warum Grab…?«

»Es ist so kalt…«

Alida riß sich zusammen. Sie wollte mehr wissen und legte auch keine große Pausen zwischen ihren Fragen ein. »Wo kann ich eure Gräber sehen? Wo kann ich sie finden und euch besuchen? Bitte, sagt es. Ich… ich möchte hin. Euer Vater auch. Was ist geschehen? Ist es die Kälte des Wassers gewesen?«

»Nein…«

»Was? Bitte, redet!«

»Die Gestalt…«

Mehr hörte die Frau nicht. Aber es war wieder ein Begriff in die Diskussion geworfen worden, mit dem sie nicht zurechtkam. Sie hatten von einer Gestalt gesprochen, ja, diesmal beide zugleich, das war Alida wohl bewußt gewesen.

»Was war mit ihr?«

»Sie war da…«

»Weiter, weiter!« Alida hatte vergessen, daß sie nicht mit zwei normalen Menschen sprach. Ihr kam es nur darauf an, Antworten zu erhalten. Sie wollte das Verschwinden und auch den Tod ihrer beiden Kinder endlich aufgeklärt wissen.

»Sie holte uns…«

»Wohin?«

»Weg…«

»Aus dem Wasser?« Alida krampfte sich zusammen. Ihre Hände zuckten. Sie krallten sich in die Decke hinein und klemmten den Stoff in die Lücken zwischen die Finger. Die Frau spürte, daß sie der Aufklärung dieses geheimnisvollen Tags sehr nahe war. Sie stand bereits vor der Tür und brauchte diese nur aufzustoßen. Ein Schritt, mehr nicht. Wenige Worte noch, die ihr halfen.

»Das Grab…«

Wieder fiel dieser verfluchte Ausdruck, der Alida Angst einjagte.

Vor Gräbern hatte sie sich immer gefürchtet. Vor offenen ebenso wie vor geschlossenen. Warum erzählten ihre Kinder von einem Grab?

Waren sie doch dort hineingelegt worden?

»Wo ist das Grab?«

»Nicht im Wasser…«

Im Bett liegend atmete Alida scharf aus. Nicht im Wasser, nicht im Wasser! schoß es ihr durch den Kopf. Meine Güte, das… das war doch nicht möglich. Sie hatten das Boot kieloben treiben sehen. Es gab nur die Möglichkeit. Nelly und Jimmy waren zusammen mit ihren Freunden Helen und Gil ertrunken.

Die beiden mußten da etwas durcheinander werfen. Sie mußten das

nasse Grab mit dem normalen verwechseln. Für die Frau gab es keine andere Möglichkeit.

Plötzlich, ohne daß Alida eine Frage gestellt hätte, schwang wieder die neutrale Stimme über das Bett.

»Nicht tot…«

Sie wollte es nicht glauben. Sie hatte sich verhört. Sie mußte sich geirrt haben. Das konnte einfach nicht sein. Das gab es nicht. Sie waren tot, sie… sie waren gekentert. Oder hatten sie sich retten können? Nein, unmöglich. Dann hätte man sie außerhalb des Gewässers gefunden oder sie hätten sich mit den Eltern in Verbindung gesetzt.

Was da gesagt wurde, stimmte einfach nicht. Die beiden Geistgestalten logen, sie wollten sie auf eine falsche Fährte locken.

Wenn sie nicht tot waren, hätten sie nicht als derartig fremde Gestalten bei ihnen zu erscheinen müssen.

»Warum?« flüsterte sie, als wäre ein Damm gebrochen, der ihr endlich freie Bahn gab. »Warum das alles, lieber Himmel? Was ist die Wahrheit, und was ist Lüge?«

»Die Gestalt…«

Wieder hörte sie davon. Zwar befand sich Alida in einem Zustand, den sie selbst kaum beschreiben konnte, aber es hatte sich doch eine gewisse Klarheit gebildet, und sie wußte plötzlich, daß es noch eine dritte Person geben mußte.

Eben die Gestalt!

Wer oder was war sie? Alida wußte nichts, sie konnte sich auch nichts vorstellen, wollte natürlich fragen, doch die anderen kamen ihr dabei zuvor.

»Es ist so kalt… wir finden den Weg nicht mehr … wir sind verflucht … wir suchen … die Gestalt … sie ist mächtig …«

Alida Wayne hörte mit offenem Mund zu. Sie konnte es nicht fassen. Zugleich hatte sie das Gefühl, als wären diese Worte so etwas wie ein Abschied der beiden gewesen.

Bisher hatte sie flach auf dem Rücken gelegen. Nun aber überwand sich die Frau selbst. Die Arme winkelte sie an. Es geschah mit sanften Bewegungen, sie wollte auf keinen Fall, daß ihre »Kinder« auf das Vorhaben zu früh aufmerksam wurden. Dann, als sie die richtige Stellung erreicht hatte, drückte sie sich in die Höhe, saß im Bett und streckte den Kindern die Arme entgegen. Mochten sie vor dem Gesetz auch erwachsen sein, für sie blieben es noch immer Kinder.

Es war eine hilflos anmutende Geste. Alida konnte damit nichts erreichen, nicht, wenn die beiden ihr nicht entgegenkamen und ihr dabei halfen.

Sie wollten nicht.

Sie schüttelten die Köpfe. Dabei zeichnete sich auf ihren Gesichtern

die Gefühle von tiefer Trauer und tiefem Schmerz ab. Sie schauten ihre Mutter verzweifelt an, die etwas sagen und die beiden gleichzeitig festhalten wollte.

Das gelang ihr nicht mehr.

Ihre Kinder hatten die eigenen Regeln aufgestellt und handelten auch danach.

Wehten sie zurück? Oder war es nur die Gardine, die sich bewegte? Möglicherweise auch beides. Jedenfalls gingen sie ineinander über, und ein letzter Hauch von Kälte tanzte über das Bett hinweg und hüllte Alida Wayne ein.

Dann war es vorbei.

Sie sah weder Nelly noch Jimmy. Beide hatten sich aufgelöst und waren zu dem geworden, was ihnen zustand.

Zu unsichtbaren Wesen, zu echten Geistern eben…

Zurück blieben ein leeres Schlafzimmer und eine Frau, die nicht mehr wußte, was sie noch denken sollte, denn sie war mit dem übersinnlichen konfrontiert worden. Mit Dingen, die sie vor einer Woche noch mit einem überheblichen Lächeln abgetan hätte, die sie jetzt aber völlig aus der Bahn geworfen hatten.

Sie konnte auch nicht mehr sprechen. Hätte man ihr jetzt Fragen gestellt, es wäre ihr nicht möglich gewesen, irgendwelche Antworten zu geben.

Sie saß im Bett und kam sich vor wie auf einer Insel, die mitten aus dem normalen Leben herausgeschnitten worden war. Ihr Blick glitt ins Leere, sie sah und konnte trotzdem nichts erkennen, und sie hatte auch nicht gemerkt, daß Fred neben ihr erwacht war.

Er stieß sie an.

Alida reagierte nicht.

Fred berührte sie noch einmal. »Ist was? Du bist wach und sitzt im Bett? Ist etwas gewesen?«

Sie nickte.

»Was denn?« Auch Fred richtete sich auf. Er schaute seine Frau an und sah deren starres Profil. »Willst oder kannst du nicht reden, Alida? Sag es doch!«

»Die Kinder…« Sie stockte.

»Ja, ja, ja…«

»Sie waren hier. Nelly und Jimmy waren hier. Sie haben uns besucht. Sie standen vor dem Fußende, und ich habe mit ihnen gesprochen. Ich habe mit ihnen geredet, ich habe…« Ihre Stimme versagte.

Sie senkte den Kopf und fing an zu weinen.

Fred Wayne wußte nicht, was er sagen und wie er überhaupt reagieren sollte. Er war aus einem unruhigen Schlaf gerissen worden und hatte es noch nicht geschafft, sich zurechtzufinden. Diese Nachricht hatte ihn gewissermaßen überfallen. Er kam sich überflüssig

vor und starrte dorthin, wo sich das Fußende des Betts als Umriß abhob. Dahinter sah er schwach das Fenster. Er warf einen Blick auf die Uhr, nur um überhaupt etwas zu tun oder um sich abzulenken.

Dann fragte er mit einer kaum hörbaren Stimme: »Was hast du gesagt?«

Alida wiederholte die Worte langsam. Auch sie kam sich dabei vor, mit einer fremden Stimme zu sprechen.

»Das kann ich nicht glauben.«

»Ich auch nicht, Fred.« Sie faßte nach seiner Hand und fühlte die Kühle. »Aber es stimmt. Ich habe es nicht geträumt. Beide waren hier. Nelly und Jimmy. Sie… sie sind hineingeschwebt. Sie waren Geister und sahen trotzdem aus wie Menschen, Fred.«

Er stieß die Luft aus. »Wie Menschen?«

»Ja.«

Wayne strich über sein Gesicht. Er wußte nicht, was er glauben sollte. Er brachte es einfach nicht fertig, seine Frau auszulachen oder ihr auch nur zu widersprechen. Zwischen ihnen beiden hatte sich eine unsichtbare Barriere aufgebaut. Er drehte den Kopf und schaute Alida an. Sie machte auf ihn einen völlig normalen Eindruck, soweit er das bei dieser Beleuchtung erkennen konnte. Sie saß ruhig im Bett, und deshalb begann er ihr zu glauben.

»Ich denke, du solltest mir erzählen, wie es wirklich gewesen ist, Alida?«

»Möchtest du es hören?«

»Ja. Ich muß es wissen.«

»Laß mich dich anfassen, Fred. Ich bitte dich. Ich muß jetzt Halt haben. Ich möchte auch Licht…«

Er schaltete die Lampe an seiner Seite ein. Alida rückte näher an ihren Mann heran. Fred hörte sie seufzen, dann suchte sie nach Worten, und schließlich gab sie stockend ihren Bericht. Immer wieder durch Pausen unterbrochen, in denen sie den Kopf schüttelte, als wollte sie die eigenen Bilder der Erinnerung verscheuchen. Fred hörte zu, ohne einen einzigen Kommentar zu geben. Als sie schließlich geendet hatte, war er trotzdem noch nicht in der Lage, einen Kommentar abzugeben. Er saß da, hatte den Kopf gesenkt und wußte nicht, was er noch alles denken sollte.

»Du sagst nichts?«

»Es ist schwer.«

»Ich weiß es, und das war es für mich ebenfalls. Aber ich kann nichts anderes sagen. Ich habe diese Dinge erlebt. Ich habe nichts hinzugefügt und auch nichts weggelassen. Alles ist so passiert, das mußt du mir einfach so glauben.«

»Natürlich.«

Sie schwiegen. Ihre Gedanken waren schwer. Mit müden

Bewegungen stand der Mann schließlich auf.
»Wo willst du hin?«
»Ich hole uns Wasser.«
Alida nickte nur. Ihr Mann kehrte zurück und drückte ihr das Glas in die Hand.
Das Wasser war kalt. Es sprudelte noch auf der Oberfläche. Winzige Spritzer berührten ihre Haut. Sie trank in kleinen Schlucken und dachte über gewisse Dinge nach. Leer stellte Alida das Glas ab.
Auch Fred hatte seines schon zur Seite gestellt.
»Sag was, bitte.«
Der Mann hob die Schultern. »Ich weiß nichts, Alida, ich weiß wirklich nichts. Aber irgendwie muß es ja weitergehen, denke ich mal. Oder siehst du das anders?«
»Nein.«
»Ich habe keinen Plan. Ich fühle mich so schrecklich hilflos, als wäre alles an mir vorbeigegangen. Was du von einer Gestalt und von einem Grab gehört hast, das paßt nicht in den Vorgang. Da muß irgend etwas passiert sein.«
»Warum hätte man mich anlügen sollen?«
»Da hast du auch wieder recht. Aber eine Lösung müssen wir für uns finden, Alida.«
»Ich wüßte schon, welche.«
»So?«
»Ja, das ist einfach. Du und ich, wir beide werden so bald wie möglich mit den Sinclairs sprechen. Was ich hier erlebt habe, das kann ich beschwören. Das ist ein Fall für ihren Sohn. Ich bin sicher, daß er herkommen wird, wenn wir seine Eltern darum bitten.«
»Hm…«
»Das paßt dir nicht?«
»Weißt du, Alida, so habe ich das nicht gemeint. Ich möchte nur nicht, daß wir uns lächerlich machen. Wir stehen dann plötzlich da wie zwei, über die man den Kopf schüttelt.«
»Bestimmt nicht.«
Er seufzte. »Wir haben keine Beweise. Ich bin nicht einmal ein Zeuge dessen gewesen, was du erlebt hast. Wäre das der Fall, hätten wir eine günstigere Position.«
»Ich werde meine sehr gut verteidigen können«, behauptete die Frau. »Sehr gut sogar.«
»Und weiter?«
»Was meinst du damit?«
»Wenn dieser Sinclair tatsächlich hier erscheint, was sollte er deiner Meinung nach tun?«
»Unsere Kinder finden.«
»Die Geister, meinst du?«

»Meinetwegen auch das. Ich will, daß sie gefunden werden. Ich will es einfach. Jemand wie er, der kann es sicherlich schaffen, ich bin fest davon überzeugt.«

Fred Wayne nickte. »Wenn du meinst, Alida, wenn du meinst«, murmelte er.

Sie streichelte ihm mit dem Handrücken über die Wange. »Überzeugt bist du nicht – oder?«

»So ist es…«

»Ich aber.«

Fred lachte. »Toll, und das meine ich wirklich. Wenigstens einer von uns sollte davon überzeugt sein, genau das Richtige zu tun, denke ich…«

***

Ich lächelte!

Es war herrlich, die alten Bäume nahe des Hauses meiner Eltern zu sehen. Die Eichen und Linden, die vor dem Haus wuchsen und deren helles Grün schimmerte, als hätte ein Maler die Zweige und Äste mit seinem Pinsel betupft.

Gott – ich war wieder zu Hause!

Und das bei diesem herrlichen Wetter, das auch das südliche Schottland nicht verschont hatte. Der Frühling war spät, dafür mit aller Macht gekommen, hatte den Winter vertrieben und das Land unter seine Knute gedrängt. Für viele Menschen eine Wohltat, denn hier oben im Norden dauerte der Winter nun mal länger.

Ich war mit dem Rover gefahren und wußte im Prinzip auch, um was es ging. Es war meine Mutter gewesen, die mich angerufen und natürlich das schlechte Gewissen in mir geweckt hatte. Viel zuwenig hatte ich mich um meine Eltern gekümmert, ich hätte sie viel öfter besuchen müssen, aber es lag nicht nur an mir, daß ich diesen Vorsatz nicht einhielt. Der Druck der Gegenseite ließ oft genug keine Pause zu, und so war aus meinem Vorsatz lange Zeit nichts geworden.

Ich hatte die Fahrt in den Norden genossen und unterwegs sogar einmal übernachtet. In einem Hotel mit einem sehr großen Bett im Zimmer, das ich am liebsten gar nicht mehr verlassen hätte. Zudem hatte ich herrlich geschlafen, und die alte Wirtin, die Mutter der Inhaberin, hatte mich mit einem tollen Frühstück versorgt. Besonders der Geschmack des selbstgemachten Apfelgelees lag mir noch lange auf der Zunge.

Das war Vergangenheit, ich mußte in die Zukunft sehen und mich zunächst mit der Gegenwart abfinden. Das wuchtige Haus meiner Eltern stand auf einer kleinen Anhöhe. Es war noch so gebaut worden, daß man sich darin sicher und wohl fühlen konnte und bei einem Orkan keine Angst zu haben brauchte, daß irgendwelche Teile

plötzlich davonflogen. Mein Vater war damit beschäftigt, Büsche zu beschneiden, die um das Haus herumwuchsen. Erst als ich ausgestiegen war und die Tür ins Schloß warf, drehte er sich um, schaute mich an, warf die Schere dann weg und lachte.

»John! Junge! Ha, ha… endlich!«

Er kam auf mich zu, ich ging ihm entgegen. Dann lagen wir uns in den Armen, und ich freute mich darüber, wie gesund der alte Herr noch aussah. Sicherlich hatte er sich wieder viel an der frischen Luft aufgehalten. Das machte sich eben bemerkbar.

»Toll, daß du gekommen bist.«

»Wenn ihr mich so ruft.«

Er lachte. »Was meinst du, wie nervös deine Mutter schon ist. Seit gestern überlegt sie, was sie kochen will. Sie hat das Bett im Gästezimmer frisch bezogen, Blumen hingestellt, und als ich sie fragte, welcher König denn kömmt, hat sie nur abgewinkt und mich einen alten Narren genannt. Aber du kennst das ja.«

»Glaub ihm kein Wort, mein Junge!«

Ich drehte mich um. Meine Mutter hatte längst gesehen, wer da gekommen war. Es hatte sie auch nicht mehr im Haus gehalten, und wenig später fing ich sie so auf, wie sie mich früher einmal als Kind in die Arme genommen hatte.

Sie preßte mich an sich, ich bekam ihre Küsse und spürte, daß sie vor Freude Tränen in den Augen hatte und zitterte. Da war nichts gekünstelt, da war alles echt, sie war einfach eine wunderbare Frau und Mutter, diese Mary Sinclair.

»Es ist alles vorbereitet, John.«

»Was denn?«

»Du wirst doch etwas essen wollen.«

»Ja, aber nicht jetzt.«

»Wieso?«

»Mutter.« Ich verdrehte die Augen und bekam mit, wie mein Vater im Hintergrund griente. »Bitte, Mutter, ich habe heute morgen gut gefrühstückt. Ich hatte übernachtet, und man hat mich wirklich verwöhnt. Ich kann jetzt nicht.«

»Auch keinen Kaffee?«

»Den Kompromiß gehe ich ein.«

»Na bitte.«

Wir gingen dorthin, wo es mir eigentlich immer am besten gefiel.

In die herrlich große Küche mit dem Fliesenboden und den Möbeln aus Holz. Mein Vater wurde angehalten, sich wenigstens die Gartenschürze abzubinden und sich die Hände zu waschen.

»Ja, Frau Gräfin.«

Meine Mutter hatte nur Augen für mich. »Setz dich, Junge.« Natürlich bekam ich den besten Platz, und natürlich blieb es nicht bei

dem Kaffee-Kompromiß, denn die Mutter stellte bereits von ihr selbst gebackene Brioches auf den Tisch und die ebenfalls selbstgemachte Konfitüre. Der Kaffee gluckerte durch, mein Vater kehrte auch zurück, und ich wollte Fragen zum Fall stellen, dazu ließ mich meine Mutter nicht kommen. Sie wollte von mir wissen, was ich denn so getrieben hätte. Sie stellte die Fragen alle auf einmal, und ich gab ihr auch Antworten, die allerdings sehr knapp ausfielen.

»Mutter«, sagte ich dann, als sie Atem holte und mein Vater schon grinsend aus dem Fenster schaute, »viel wichtiger ist doch, daß wir uns mal wieder sehen. Am Telefon hörte ich etwas von Geistererscheinungen und…«

»Das stimmt.« Sie stand auf und holte den Kaffee. Dann schenkte sie ein und kam auf die Familien Wayne und Travers zu sprechen, die ihre Kinder bei einem Bootsunglück verloren hatten, deren Leichen aber nie gefunden worden waren. Dafür waren Mrs. Wayne die beiden Kinder in der Nacht als Geister erschienen, und wie es den Fachleuten nicht gelungen war, die vier Leichen in dem See zu finden. »Sie sind verschwunden, Junge, einfach verschwunden. Niemand weiß wohin.«

»Wie tief ist der See denn?«

»Nicht besonders«, sagte mein Vater. »Den kannst du nicht mit dem Loch Ness oder Loch Morar vergleichen. Er ist sogar relativ flach, auf dem Grund aber ziemlich schlammig.«

»Dort könnten die Toten doch verborgen liegen«, sagte ich.

»Nein, John.« Mein alter Herr schüttelte den Kopf. »Es ist wirklich alles abgesucht worden, doch die jungen Leute wurden nicht gefunden.«

Ich hatte die Tasse mittlerweile zur Hälfte geleert, vergaß auch nicht, den Kaffee genügend zu loben und kam dann wieder auf das Thema zu sprechen. »Es gibt also nur die Aussage dieser Mrs. Wayne.«

»Nicht ganz, Junge!« korrigierte mich meine Mutter. »Da ist noch diese Mrs. Travers gewesen.«

»Ja und?«

»Sie hat zwar ihre ertrunkenen Kinder nicht als Geister erlebt, aber ihre Träume haben sich in letzter Zeit immer um die beiden gedreht.«

»Das ist ganz natürlich, Mutter.«

»Laß mich ausreden, John. Es geht hier um andere Dinge. Es waren keine normalen Träume. Sie hat immer wieder Bruchstücke von Informationen als Botschaften empfangen.«

»Was denn?« Ich bemerkte den etwas vorwurfsvollen Blick meiner Mutter, doch etwas zu essen.

Meine Mutter war zufrieden, als ich zu dem Gebäck griff, und sie sprach auch weiter. Dabei schaute sie ihren Mann an, als wollte sie sich die Worte bestätigen lassen. »Man hat immer wieder von einer Gestalt gesprochen.«

»Wer ist man, Mutter?«
»Gordon und Kate Travers.«
»Die toten Kinder?«
»Sie müssen Kontakt aufgenommen haben. Sie waren… na ja, ich weiß es auch nicht, jedenfalls hat sie etwas von einer Gestalt gehört, und auch von Gräbern wurde gesprochen. Und so etwas Ähnliches hat auch Alida Wayne erlebt, John. Nur sind ihre Kinder erschienen im Gegensatz zu den Nachkömmlingen der Travers.«
»Und das glaubt ihr?«
»Natürlich.«
»John«, sagte mein Vater. »Wir kennen die beiden Familien. Sie sind wirklich glaubwürdig. Die Travers ebenso wie die Waynes. Wäre es anders gewesen, hätten wir dich auch nicht angerufen. Das ist hier wohl kein Hirngespinst.«
»Ja, Dad.«
Er fuhr fort. »Auch das Verschwinden der vier jungen Menschen ist schon rätselhaft genug. Da paßte alles zusammen, und es paßt wiederum überhaupt nicht. Wir wollen Klarheit, und deshalb haben wir dich hergebeten. Schon wegen der beiden Familien, die nicht wissen, wie es weitergehen soll. Sie schwanken zwischen Hoffnung und Bangen. Für sie ist die Ungewißheit am schlimmsten. Sie fragen sich, ob ihre Kinder nun tot sind oder nicht. Das alles kommt zusammen, John, und ich finde, daß wir es auch aufklären sollten.«
Ich leerte meine Tasse. Auch das Gebäck hatte ich gegessen und fragte: »Was sagen die beiden Familien denn dazu, daß ihr mich…?«
Meine Mutter unterbrach mich. »Da brauchst du dir keine Sorgen zu machen, Junge, das geht schon klar. Schließlich haben sie sich an uns gewandt. Jeder hier in Lauder weiß wohl, wer du bist. Schließlich ist auch hier im Laufe der Jahre genug Rätselhaftes passiert, das du dann aufgeklärt hast. Du brauchst dir da wirklich keine Sorgen zu machen. Sie stehen voll und ganz auf deiner Seite.«
»Das ist gut.«
»Du wirst auch selbst mit Ihnen reden können. Sie warten auf unseren Anruf. Wenn du zustimmst…«
»Ja.«
»Wunderbar, dann rufe ich bei ihnen im Geschäft an.«
»Aber vorher trinkst du noch eine Tasse Kaffee!« erklärte meine Mutter sehr bestimmt.
Wenn sie so redete, dann widersprachen weder mein Vater noch ich. Wir ließen sie werkeln.
Ich betrachtete die grünen Fliesen des herrlichen Kachelofens und fragte mit leiser Stimme: »Sag mal ehrlich, Dad, ist wirklich alles getan worden, um die Leichen zu finden?«
»Alles.« Auch er aß noch etwas. »Die Männer der Rettung haben den

See wirklich durchwühlt. Wäre nur eine Person ertrunken, hätte man davon ausgehen können, daß sie irgendwo im Schlamm begraben liegt. Aber es sind vier junge Leute nicht mehr aufgetaucht, überleg mal!«

»Das ist in der Tat rätselhaft.«

»Und dann erscheinen der Mutter zwei Kinder in der Nacht.«

Ich nickte. »So etwas kann es geben. Seelen, die keine Ruhe finden. Menschen, die tot sind und die während ihres Todes in eine Falle gerieten oder was auch immer.«

Meine Mutter hatte die Küche verlassen, um sich etwas anderes anzuziehen. Dad und ich waren allein. Dennoch senkte mein Vater die Stimme, als er sprach. »Mal ganz ehrlich, Junge. Ich weiß, daß es so etwas wie Dimensionstore gibt. Ich habe selbst schon vor Jahren mit dir zusammen eine andere Welt erlebt, könnte es denn sein, daß sich hier so etwas wiederholt hat?«

»Denkst du an den Friedhof damals?«

»Ja.«

Ich hob die Schultern. »Das weiß ich nicht. Es ist möglich, daß durch den Tod der vier jungen Menschen ein Tor aufgestoßen wurde. Doch darauf festlegen möchte ich mich nicht.«

»Wir werden sehen. Außerdem ist es wichtig, daß du mit den beiden Familien sprichst.« Mein Vater lächelte. »Wenn das vorbei ist, weißt du dann schon, was du tun wirst. Die Frage ist hypothetisch, das weiß ich. Sie brennt mir trotzdem auf der Seele.«

»Kann ich mir denken.«

Er sah mein Grinsen und tat unschuldig. »Wieso kannst du dir das denken, John?«

»Warte noch.« Ich schaute zur Tür, aber meine Mutter ließ sich nicht blicken. »Normal ist es doch, wenn ich mich anschließend in den Wagen setze und zum Ort des Geschehens fahre. Ich werde mich dort umsehen und möglicherweise auch Spuren finden, weil ich anders vorgehen werde als die Männer der Rettung.«

»Das kann ich mir denken. Aber du wirst erst einmal hinfinden müssen. Dieser Greenlake liegt ziemlich einsam. Er ist relativ schwer zu finden. Es führt nicht mal eine Straße dorthin. Nicht alle kennen genau den Weg, John.«

»Aber du?«

»So ist es.«

Mein Lächeln wurde breit. »Wenn ich dich recht verstehe, willst du also an meiner Seite sein.«

»Ja, ich hatte vor, dich zu begleiten.«

»Meinetwegen. Ich brauche dich nicht auf die Gefahren hinzuweisen. Was wird Mutter sagen, wenn…?«

Horace F. Sinclair legte blitzschnell einen Finger auf die Lippen, denn

die Küchentür wurde aufgestoßen, und meine Mutter erschien. Sie blieb stehen, schaute zum Tisch hin, wo wir saßen, und runzelte die Stirn. »Ich ahne etwas«, sagte sie.

»Was denn?«

»Hör auf, Horace. Wenn du dein unschuldiges Gesicht aufsetzt, bist du alles andere als das. Ich gehe mal davon aus, daß du deinem Sohn wieder einen Floh ins Ohr gesetzt hast.«

Er schaute mich unschuldig an. »Habe ich das?«

Ich sah meine Mutter an. »Nein, auf keinen Fall. Mich juckt wirklich nichts im Ohr.«

Sie drohte uns mit dem Zeigefinger. »Euch kann man nicht allein lassen. Ich weiß es genau.«

»Du siehst aber toll aus, Mum…«

Mary Sinclair wurde rot, während mein Vater verschmitzt grinste.

»Wie kommst du denn darauf, Junge?«

»Das gelbe Kleid steht dir doch toll.« Ich nickte. »Wirklich, ich finde es gut.«

»Es ist neu. Ich habe es mir gegönnt. Es paßt gut zu meinem grauen Haar, finde ich.«

»Das meine ich auch.«

»Es ist aber kein Kleid, Junge, sondern ein Rock mit dazu passender Jacke.« Sie schaute auf die Uhr. »Ich denke wir sollten fahren, die beiden Ehepaare warten schon.« Dann zielte der Zeigefinger auf meinen Vater. »Und du kannst dir auch was anderes anziehen, Horace.«

Er stand auf. »Dein Wunsch ist mir Befehl, liebe Mary.« Dann verließ er die Küche.

Meine Mutter war noch immer nicht zufrieden.

»Dein Vater gefällt mir nicht, John.«

»Warum? Was ist denn?«

»Kann ich dir nicht sagen, aber er ist so ungewöhnlich freundlich.«

Scharf blickte sie mir in die Augen. »Ich weiß, daß ihr beide etwas vorhabt, ich weiß es genau.«

»Zumindest bei mir trifft das zu«, sagte ich.

»Was denn?«

»Das, Mutter!« Ich nahm sie in die Arme und drehte sie im Kreis, was ihr sehr gefiel…

***

Erst am frühen Abend kehrten wir wieder zurück, und wir waren sehr schweigsam, als wir in das Haus gingen. Vor allen Dingen ich war ziemlich in Gedanken versunken, denn das Gehörte beschäftigte mich schon. Ich hatte keinen Beweis, aber ich war sicher, daß da einiges nicht mit rechten Dingen zugegangen war.

»Ich glaube, wir können beide einen Schluck vertragen«, sagte mein Vater, als er die Tür seines Arbeitszimmers öffnete und das Licht einschaltete.

»Dagegen habe ich nichts einzuwenden.«

»Was ist mit deinem Hunger, Junge?«

Ich verdrehte die Augen. »Mutter, ich bitte dich. Wenn ich etwas essen möchte, werde ich es sagen.«

»Es ist ja gut, ich habe es nur…«

Ich küßte sie schnell auf die Wange und beruhigte sie. Mein Vater hatte das Zimmer bereits lächelnd betreten und in seinem Stammsessel seinen Platz gefunden. Es war einer dieser Ohrensessel aus bestem Leder, und er fühlte sich dort immer sehr wohl. Da konnte er die Beine ausstrecken und sich entspannen.

Wo der Whisky stand, wußte ich. Ich holte eine Flasche vom besten Scotch und auch zwei Gläser. Dann schenkte ich ein und bekam ein verklärtes Lächeln, als mir das Aroma in die Nase stieg. »Das ist ja schon göttlich«, sagte ich.

»Übertreibe mal nicht.«

»Doch, wirklich.« Ich reichte meinem Vater ein Glas und ließ mich in einem zweiten Sessel nieder. Da die Tür nicht ganz geschlossen war, hörten wir, wie meine Mutter telefonierte. Mit wem sie sprach, war nicht zu verstehen. Wir tranken auf uns, ich genoß den ersten Schluck und hielt dabei die Augen geschlossen. »Wirklich exzellent.«

»Das kann man sagen, John.« Horace F. Sinclair schaute sein Glas beinahe prüfend an, bevor er es abstellte und sofort wieder zum Thema kam. »So, jetzt hast du die Familien kennengelernt, hast dir ein Bild machen können und mußt dir natürlich die Frage gefallen lassen, was du von diesen Vorfällen hältst.«

Ich holte laut durch die Nase Luft. »Ich glaube daran, daß hier einiges nicht mit rechten Dingen zugegangen ist.«

»Du lehnst die Aussagen also nicht ab?«

»Richtig.«

»Das ist schon positiv. Die nächste Frage liegt natürlich auf der Hand. Hast du eine Erklärung?«

»Bist du sehr enttäuscht, Dad, wenn ich es verneine?«

»Überhaupt nicht. Wäre es anders gewesen, dann hätte ich mich auch gewundert. Keiner von uns ist wohl so ein Super- oder Wundermann, daß er bereits nach dem ersten Zuhören die Lösung in der Hand hält. Wir werden wohl recherchieren müssen.«

»Das geschieht morgen.«

»Aber du hast trotzdem Fragen?«

»Natürlich.«

»Dann stelle sie. Vielleicht kann ich dir bei den Antworten helfen.«

»Es wird schwer sein, Dad. Ich möchte noch einmal auf diesen See zu

sprechen kommen. Es gibt ja Gewässer, die umflort ein Geheimnis. Was ist mit diesem See? Wir haben darüber gesprochen, okay, und ich weiß auch, daß dort schon verschiedene Personen ertrunken sind, aber dies ging wohl mit rechten Dingen zu, denke ich. Oder hat der See schon immer ein übersinnliches Flair gehabt?«

»Nein, das hatte er nicht, obwohl wenn ich genauer darüber nachdenke«, murmelte mein Vater, »es schon Vorfälle gegeben hat, die verschiedene Menschen eigentümlich berühren, sage ich mal.«

»Wie das?«

»Ganz einfach. Diese vier jungen Leute sind ja nicht die ersten, die dort ertranken. Es gab andere vor ihnen, wenn du verstehst. Und dabei liegt dieser See nicht nur einsam, er ist auch im Vergleich zu anderen relativ ruhig. Er ist kein Gewässer, das durch irgendwelche Stürme aufgepeitscht wird. Er liegt einfach zu geschützt. Er gehört beim besten Willen nicht zu den wilden, unkontrollierten Gewässern. Aber es scheint so zu sein, daß sich doch hin und wieder Strudel bilden, die einem Bootsfahrer zum tödlichen Verhängnis werden können.«

Ich nickte. »Offiziell schon.«

»Und inoffiziell?«

»Man hätte zumindest die Leichen finden müssen, Dad.«

»Eben, John, und daran krankt unsere gesamte Theorie.« Horace F.

Sinclair spielte mit seinem Glas. Er drehte es zwischen den Handflächen. »Einiges ist da aus dem Ruder gelaufen. Wir brauchen doch nur daran zu denken, daß plötzlich dieser Junge und das Mädchen den Eltern als Geistwesen oder was auch immer erscheinen. Hast du dafür eine Erklärung? Ich glaube fest daran, daß Alida nicht gelogen hat und uns irgendwelche Träume erzählt hat. Das muß ihr widerfahren sein, so etwas spürt man, John. Davon bin ich fest überzeugt. Im Laufe meines Berufslebens als Anwalt habe ich einen Blick dafür bekommen, ob jemand lügt oder nicht.«

»Richtig, Dad.« Ich schaute sehr nachdenklich auf den Tisch, der zwischen uns stand. Die bunten Frühlingsblumen hoben sich von der dunklen Maserung ab. »Mir bereitet etwas anderes Sorgen, das auch mit dem Erscheinen der beiden zu tun hat.«

»Was ist es?«

Ich räusperte mich. »Wenn ich mich nicht geirrt habe, dann kann es nur so sein, daß die ertrunkenen bedroht wurden – von einer anderen Macht.«

Mein Vater leerte sein Glas. »Diese andere Macht«, murmelte er, »hast du dafür eine Erklärung?«

»Noch nicht, aber es bewegt sich etwas.« Ich deutete mit der rechten Hand einen Kreis an. »Da ist einiges im Gang, das kann ich dir genau sagen. Es hat sich… nun ja, es hat sich etwas ergeben, über das ich so

leicht nicht hinwegkomme. Immer wieder ist die Rede gewesen von einer Gestalt und von einem Grab. Das sind genau die Punkte, wo ich einhaken müßte. Aber ich kann es nicht, ich weiß noch nicht, wie ich es anpacken soll. Es ist noch etwas befremdend.«

»Worauf läßt es denn schließen, John?«

Mein Lächeln wirkte etwas mokant. »Vielleicht denken wir beide das gleiche.«

»Und was meinst du?«

»Könnte es sein, daß die vier jungen Leute nicht ertrunken sind, Dad?«

Mein Vater saß bewegungslos im Sessel. Es war ihm nicht anzusehen, was er dachte. Aber das feine Lächeln auf seinen Lippen sagte mir, daß er bereits in eine ähnliche Richtung seine gedanklichen Fühler hin ausgestreckt hatte. »Ja, John, ja. Ich habe ebenfalls mit dem Gedanken gespielt. Möglicherweise sind die vier gerettet und trotzdem im nachhinein nicht gerettet worden. Ich weiß es ja auch nicht. Da sind so viele Dinge zu beachten und…«

»Stimmt.«

»Was meinst du?«

»Daß sie gerettet worden sind. Anders ausgedrückt, sie sind vom Regen in die Traufe geraten.«

»Noch einen Whisky?«

»Gern.«

Diesmal schenkte mein Vater ein. Er stopfte seine Pfeife und zündete sie an. Ich gönnte mir eine Zigarette, und Dad kam wieder auf das Thema zu sprechen. »Wer könnte ihnen das angetan haben?«

»Ich weiß es nicht.«

»Man müßte forschen.«

»Stimmt. Deshalb frage ich doch noch einmal, ob sich um diesen rätselhaften See irgendwelche Legenden ranken?«

»Nein, nicht daß ich wüßte. Vielleicht weiß ich auch zu wenig. Ich wüßte auch nicht, wen wir fragen könnten. Das ist doch alles etwas komplizierter.«

»Da hast du recht.«

»Uns bleibt eben nur der Besuch am Zielort.«

»Morgen, Dad.«

»Du willst mit, Horace?« Meine Mutter betrat das Zimmer und wedelte den würzigen Tabakrauch zur Seite. »Willst du dich tatsächlich in Lebensgefahr begeben, und das in deinem Alter?«

»Moment mal, Mary. Einer muß dem Jungen ja den Weg zeigen.«

»Den wird er auch ohne deine Kommentare finden. Du kannst ihm eine Zeichnung anfertigen.«

»Aber Mutter, laß ihn doch. Wenn ich dich höre, denke ich immer an Sheila Conolly.«

»Frauen sind eben besorgt!«

»Das ist ja schon eine Unterdrückung.«

O je, da hatte ich ins Fettnäpfchen getreten. Meine Mutter bewies, wie temperamentvoll sie sein konnte. Und sie redete dabei, gestikulierte mit den Händen, sprach wild auf uns beide ein, erzählte von der Besorgnis einer Ehefrau und Mutter, und ihr Monolog endete mit dem Satz: »Macht doch, was ihr wollt, ihr beiden Starrköpfe!«

Sie nickte uns noch einmal heftig zu und verließ das Zimmer.

»Das war das Wort zum Abend«, sagte mein Vater. Er lächelte und hob sein Glas. »Cheers.«

»Auf dich und Mutter, Dad.«

Wir kannten sie ja beide. Ihr Zorn würde rasch wieder verraucht sein. So war es denn auch. Diesmal konnte ich vor dem Abendessen nicht kneifen. In der Küche duftete es verführerisch. Ich lobte allein schon den Geruch, was meine Mutter wieder strahlen ließ. Dad bekam noch immer strenge Blicke, aber als ich dann den Eintopf sah, Lamm, Bohnen und Kartoffeln, da kriegte auch ich Hunger.

Es wurde ein Essen, in dem ich mich vollstopfte. Drei Teller mußte ich leeren, erst dann war meine Mutter zufrieden.

Ich wollte mich nach dem Essen unbedingt bewegen und fragte Dad, ob er mitging.

»Geh mal allein, John.«

»Okay, bis gleich.«

»Wann kommst du denn zurück, Junge?«

An der Küchentür drehte ich mich um. »Mutter, ich werde bestimmt nicht in einer Kneipe versacken.«

»Und der Nachtisch?«

Ich flüchtete aus dem Haus!

***

Es war kühler und feuchter geworden. Nebel hatte sich gebildet, der in dünnen Schwaden über dem Boden lag und sich kaum bewegte, weil wenig Wind herrschte.

Ich hatte das Haus meiner Eltern durch die Hintertür verlassen und auch den Garten durchquert. Jenseits des Grundstücks lag ein flaches Stück Wiese, durchschnitten von einem schmalen Trampelpfad. Im spärlichen Licht der Dämmerung schienen die Berge näher gerückt zu sein, zumindest schickten sie ihre Schatten, die sich grau und dunkel auf die Wiesen legten und sich auch als Schleier über den Hausdächern zusammenballten.

Ich schlug einen Bogen und bekam einen herrlichen Blick auf Lauder, diesen kleinen Ort am südlichen Hang der Grampian Mountains, der immer ein wenig verschlafen wirkte. Hier lief das Leben ruhig ab, ob am Tage oder am Abend. Es tat gut, die frische Luft einzuatmen, die

meine Lungenflügel mit einer wunderbaren Würze füllten. In einigen Häusern brannte noch das Feuer in den Kaminen, und aus den Schornsteinen quollen zittrige Rauchwolken in den Himmel.

Es war tatsächlich so etwas wie eine Idylle, in der ein Mensch wie ich die Seele baumeln lassen konnte. Und trotzdem kam es mir nicht in den Sinn. Eigentlich war es Quatsch, aber ich schaffte es einfach nicht, die innere Nervosität zurückzudrücken. Sie war da, sie lag dort wie eine Spannung, die noch immer zunahm und sich auch erhöhen würde, wenn ich an den nächsten Morgen dachte. Sehr wohl war mir bei diesem Gedanken nicht.

Plötzlich kam mir die Gegend nicht mehr ruhig und romantisch vor. Allerdings auch nicht gefährlich, mehr bedrückend und lauernd. Genau, als wäre sie dabei, mich zu beobachten.

Ich bewegte mich auch nicht mehr so langsam wie sonst. Die innere Spannung ließ es einfach nicht zu. Es war schon eine gewisse Kälte vorhanden, die innen und außen an mir klebte und mich umgab wie ein Gefängnis. Ich wußte nicht, was mich da störte, denn wenn ich richtig hinschaute, war niemand zu sehen.

Trotzdem war die Umgebung für mich nicht leer. Es konnte Einbildung sein oder auch nicht, aber es kam mir plötzlich vor, als würde man mich beobachten.

Heimlich, hinterrücks, versteckt…

Jemand lauerte auf meine Bewegungen. Ich drehte mich einige Male auf der Stelle um, sogar ziemlich rasch, erreichte aber keinen Erfolg damit. Nichts bewegte sich in meiner Nähe. Es war einfach leer, völlig normal, was mich allerdings keinesfalls beruhigte und eher noch mißtrauisch machte, weil die Spannung einfach nicht weichen wollte.

Ich suchte nach Orten, wo sich jemand versteckt halten konnte.

Links von mir standen die Bäume vor dem Haus. Mächtig wuchsen sie in die Höhe, und sie breiteten ihr Geäst wie starke Arme aus. Da stand die Bank, ich sah das Licht über der Haustür, das einen weichen, leicht goldenen Schein abgab, aber ich sah nichts, was mich eventuell hätte mißtrauisch machen können.

Alles blieb ruhig.

Plötzlich zuckte ich zusammen. Vögel waren in die Höhe geflattert. Sie hatten auf einer Wiese gehockt und waren für mich im hohen Gras nicht zu sehen gewesen.

Mit wilden Flügelschlägen verschwanden sie. Es sah so aus, als würden sie flüchten.

Die Hasen, die durch das Gras hoppelten, konnten die Tiere nicht erschreckt haben. Mein Blick fiel wieder hinunter in den Ort, wo allmählich Ruhe einkehrte. Die wenigen Autos, die jetzt noch fuhren, hatten die Scheinwerfer eingeschaltet. Für mich, den Beobachter, sah es aus, als würden Geister durch die Straßen huschen.

Ich hörte kaum ein Geräusch. In den engen Gassen wurden die Laute einfach verschluckt.

Ich hatte nichts entdecken können, fühlte mich trotzdem nicht beruhigt, ging aber wieder ins Haus zurück. Ich mußte mich zusammenreißen und zumindest ein Gesicht machen, das nicht auffiel.

Meine Mutter hatte schon immer einen scharfen Blick dafür gehabt, was die Gefühle ihres Sohnes anging.

Alles blieb still.

Mit dem Schlüssel öffnete ich die Haustür. Es brannte überall Licht, der gemütliche Schein und die warme Atmosphäre nahmen mich gefangen. Meine Eltern saßen im großen Wohnraum zusammen, dessen breites Fenster den Blick auf den Garten freiließ.

Beide hockten nicht vor der Glotze. Mein Vater las in einer Fachzeitschrift, meine Mutter blätterte in der Tageszeitung.

»Setz dich, Junge.«

»Danke.«

»Möchtest du was trinken?«

»Nein, ich habe keinen Durst mehr.« Mein Lächeln gefiel ihr.

»Weißt du, daß ich mich gleich hinlegen werde?«

Damit hatte ich beide überrascht. »Das gibt es doch nicht, John. Du willst dich hinlegen?«

»Sicher.«

»Aber das ist neu.«

»Stimmt!« kommentierte mein Vater und nickte.

Ich hob die Schultern. »Mittlerweile habe ich gelernt, immer dann Schlaf zu finden, wenn sich die Gelegenheit ergibt. Außerdem weiß ich nicht, was uns morgen erwartet. Da kann nicht nur der Tag lang werden, sondern auch die Nacht.«

Horace F. Sinclair nickte und sagte: »Der Junge hat recht.«

»Willst du dich auch niederlegen?«

»Nein, noch nicht. Ich möchte gleich die Nachrichten sehen.«

»Dann gute Nacht, Dad.«

Mein Vater hob den Arm zum Gruß. Meine Mutter stand auf und sagte: »Ich gehe mit.«

Da mußte ich lachen. »Wie früher?«

»Unsinn. Ich will nur noch einen Blick in dein Zimmer und ins Bad werfen.«

Letzteres war klein, wirkte aber durch die hellen Kacheln mit den hellgrünen Streifen sehr freundlich. Frische Hand- und Badetücher hingen über den Stangen, und es gab eigentlich nichts, was meine Mutter zu tun gehabt hätte. Sicherlich hatte sie nur nach einer Chance gesucht, mit mir allein zu sein.

»Willst du deinen Vater wirklich mitnehmen, John?«

»Warum nicht?«

»Ich habe etwas Angst um ihn. Das kann Einbildung sein, aber immer dann, wenn ihr zusammen unterwegs wart, hat es Ärger gegeben. Das weißt du so gut wie ich.«

»Mag schon sein, Mutter, aber wir haben es auch stets geschafft, dem Ärger zu entkommen.«

»Richtig.« Sie schüttelte sich. »Nur ist mir dieser Fall unheimlich, mußt du wissen. Das Verschwinden der vier jungen Leute, das kann doch nicht normal sein, denke ich. Irgend etwas Schreckliches steckt sicherlich dahinter.«

»Wir werden sehen.«

»Meinst du wirklich?«

»Ja.«

»Gute Nacht, John.«

Sie bekam von mir zwei Küsse auf die Wangen, dann war ich allein. Ich duschte mich kurz, zog mich aus und legte mich in ein herrlich bequemes Bett. Das war etwas anderes als meine alte Pofkoje in London.

Es tat gut, sich unter dem Oberbett auszustrecken. Ich hatte das Fenster gekippt, so daß auch Frischluft in das Zimmer dringen konnte.

Es mochte wohl an dieser Gegend und an dem Bett liegen, daß ich trotz des rätselhaften Falls sehr schnell einschlief…

***

So lange, bis mich ein ungewöhnlich klingendes Geräusch weckte, das so gar nicht zu dieser Ruhe passen wollte.

Ich war nicht nur wach, sondern hellwach und richtete mich im Bett auf. Trotzdem mußte ich mich zunächst orientieren, wo ich mich befand. Sehr schnell kam ich zurecht, ich sah vor mir den Umriß des Fensters, wo die Stores nicht ganz geschlossen waren und etwa eine Körperbreite auseinanderklafften.

Das Geräusch hatte es gegeben, das stand für mich fest. Und es war vom Fenster her aufgeklungen, durch dessen Spalt noch immer die Luft strömte, diesmal sehr kühl, denn es war mitten in der Nacht oder schon am frühen Morgen. Die Tageswende lag zwei Stunden zurück.

Im Bett sitzend wartete ich darauf, daß sich das Geräusch wiederholte, aber der Gefallen wurde mir nicht getan.

Nun gehöre ich zu den Menschen, die gewissen Dingen immer gern auf den Grund gehen. So auch hier. Zudem dachte ich an das ungewöhnliche Gefühl, das mich am Abend beschlichen hatte. Das war in diesen Momenten zwar nicht vorhanden, doch von einem Wohlsein konnte ich ebenfalls nicht sprechen.

Ich stand auf und kam mir in meinem Schlafanzug im ersten Moment etwas lächerlich vor.

Ein Blick auf meine Kleidung bewies mir, daß sie noch so lag, wie ich

sie nach dem Duschen verlassen hatte. Es hatte auch niemand die Beretta an sich genommen. Im Zimmer selbst schien also kein Fremder gewesen zu sein. Warum hatte mich das Geräusch geweckt?

Da, wieder!

Diesmal war ich schnell genug. Mein Blick fraß sich am Fenster fest, ich starrte durch die Lücke und sah hinter der Scheibe eine Bewegung, als wäre dort ein Schatten hergelaufen.

Er blieb nicht auf der Stelle. Nach einer Sekunde war er bereits weggetaucht.

Zwei Schritte brachten mich zum Ziel. Ich schob die Vorhänge auseinander, ließ das Fenster nicht mehr in seiner gekippten Stellung, sondern zog es ganz auf, und präsentierte mich der kühlen Nachtluft. Die Beretta hatte ich mitgenommen und legte sie auf die Fensterbank, als ich mich vorbeugte.

Ich schlief unten. Die Rückseite des Hauses mit seinem Garten lag vor mir, doch sehr weit sehen konnte ich nicht, denn in der Nacht hatte sich Dunst gebildet.

Er lag wie weiße Watte über dem Gelände und gab denjenigen Schutz, die nicht gesehen werden wollten.

Ich stand am Fenster. Meine Augen würden sich kaum an das Gemisch aus Dunst und Dunkelheit gewöhnen. Wer immer sich im Garten aufhalten mochte, er hatte den Vorteil auf seiner Seite.

Nur dachte ich nicht daran, so einfach aufzugeben und konzentrierte mich darauf, Einzelheiten auszumachen.

Mein Vater hatte den Garten nicht zu einem dichten Dschungel zusammenwachsen lassen, was mir nun zugute kam. Trotz der schlechten Sichtverhältnisse nahm ich Unterschiede wahr, das heißt, ich sah die Lücken zwischen den Bäumen, an denen im Sommer Äpfel und Kirschen hingen. Ich erkannte auch die Sträucher deutlich.

Der Dunst legte sich langsam auf den Boden. Er hatte sich als Watteschicht ausgebreitet, er war ziemlich dicht und bildete einen regelrechten Stau auf dem Untergrund. Dort bewegte sich nichts. Kein Tier, kein Mensch, aber ich hatte mir den Schatten nicht eingebildet.

Jemand schlich in der Nähe des Hauses umher.

Ich zog mich wieder vom Fenster zurück, schloß es und zog mich in einer derartigen Windeseile an, an der auch ein Spieß beim Militär seinen Spaß gehabt hätte. Zuletzt schlüpfte ich in die Slipper mit den weichen Sohlen und verließ auf leisen Schritten das Zimmer.

Im Flur wartete ich.

Kein Geräusch, das mich irritiert hätte. Meine Eltern schliefen oben. Ich spielte mit dem Gedanken, bei ihnen nachzuschauen, ging aber zuvor zur Haustür, um in ihrer Umgebung nach Spuren zu suchen.

Ich fand keine.

Es war also niemand in das Haus eingedrungen, was mich schon mal

beruhigte.

Dann öffnete ich die Tür, nachdem ich sie von innen aufgeschlossen hatte und den Schlüssel in meiner Hosentasche hatte verschwinden lassen. Behutsam drückte ich sie auf, peilte durch den Spalt nach draußen und wartete darauf, daß sich etwas bewegte.

Das war nicht der Fall.

Einige Sekunden gab ich mir Zeit, bevor ich in die durch den Dunst klamme Kühle trat.

Nichts Verdächtiges war zu sehen. Keiner bewegte sich auf mich zu. Der Schatten schien in der Erde verschwunden zu sein. Eine ungewöhnliche Ruhe lastete über der Umgebung des Hauses.

Ich ging vom Haus weg. Die Waffe hatte ich vorn in den Hosenbund gesteckt. Da konnte ich sie schneller ziehen.

Unter der großen Eiche blieb ich stehen. Noch nicht dicht am Stamm, aber über mir das Geäst wissend.

Ich schaute hoch.

Ein dunkles Muster breitete sich über meinem Kopf aus. Es gab hin und wieder Lücken, durch die ich schauen konnte. Dann sah ich weit über mir den Himmel.

Ein paar Sterne waren zu erkennen und auch eine sehr blasse Scheibe hinter einem dünnen Wolkenvorhang, der Vollmond. In derartigen Nächten geschahen oft rätselhafte Dinge. Da gab es Menschen, die schlecht schliefen oder durchdrehten, ich gehörte nicht zu ihnen. Damit hatte ich zum Glück keine Probleme.

Wer lauerte in der Nähe?

Ich wußte es nicht, ging aber weiter auf den Stamm zu. Über mir knackte etwas.

Ich schaute hoch.

Die Gestalt fiel wie ein mächtiger Stein aus dem Geäst genau auf mich zu. Ich sah etwas in ihrer Hand blinken und wußte nicht genau, was es war. Daß es eine mörderische Waffe sein konnte, davon ging ich aus, und ich wuchtete mich nach vorn.

Plötzlich war der Baumstamm da. Eigentlich zu schnell, denn ich krachte dagegen, wobei ich noch Glück hatte, daß ich mir das Gesicht nicht zerkratzte.

Hinter mir hörte ich ebenfalls ein dumpfes Geräusch. Da war der Angreifer gelandet.

Ich fuhr herum. In einer entgegengesetzten Bewegung glitt meine Hand auf die Beretta zu, doch ich kam nicht dazu, sie zu ziehen und einen Schuß abzugeben.

Die Gestalt vor mir hatte bereits den rechten Arm angehoben. Er fuhr nach unten, und aus der Hand löste sich die Waffe.

Was immer es war, dieser Gegenstand wäre mir voll in die Brust geschlagen. Daß ich ihm durch eine gedankenschnelle Bewegung

entkam, war reine Glückssache. Ich hatte mich nach links gedreht, und dann hieb die Schere in den Stamm.

Es stimmte.

Der Unbekannte hatte tatsächlich eine schwere Gartenschere in meine Richtung geschleudert. Es war genau die Schere, mit der mein Vater einige Büsche beschnitten hatte. Er hatte sie nicht mit ins Haus genommen, sondern draußen liegenlassen.

Es war auch egal.

Nicht egal war der unheimliche Angreifer. Der Begriff unheimlich war in der Tat zutreffend. Denn was ich bei dieser Sicht für einen Moment sah, glich einem Alptraum.

War es ein Mensch? War es ein Monster?

Ich sah in ein Gesicht, das zur Hälfte menschlich und zur anderen Hälfte aus bleichem Gebein bestand.

Oder?

Als ich den ersten Schock überwunden hatte und starten wollte, da gab die Gestalt Fersengeld. Sie war schnell, hatte einen Vorsprung, und sie jagte mit gewaltigen Schritten vom Haus weg, hinein in den Dunst. Für mich sah sie aus, als wäre sie ein weglaufender Schatten, der bei seinen Schritten nicht einmal den Boden berührte.

Ich will es kurz machen.

Der unbekannte Angreifer entkam mir. Da konnte ich mich ärgern oder mich irgendwo sonst hinbeißen. Er war nach einer Weile nicht mehr zu sehen und hatte sich den Dunst als Beschützer ausgesucht.

Heftig atmend blieb ich am Beginn einer schmalen Straße stehen.

Sie führte hinunter in den Ort und schien von den Schatten der Hügel aufgesaugt zu werden.

Für mich war da nichts, aber auch gar nichts mehr zu machen. Ich konnte mich nur umdrehen und ins Haus zurückgehen.

Diesmal nahm ich die Schere mit. Noch im nachhinein bekam ich eine Gänsehaut, als ich feststellte, wie tief sie in dem Stamm steckte.

Die beiden Hälften lagen dicht zusammen, sie hatte gewirkt wie ein Messer mit breiter Klinge.

Wäre ich von ihr getroffen worden, so hätte sie mich an den Baumstamm genagelt.

Wer war dieser unheimliche Fremde gewesen? Und hatte er tatsächlich so ungewöhnlich und auch unfaßbar ausgesehen mit seinen unterschiedlichen Gesichtshälften?

Zum einen normal, zum anderen knöchern?

Dieses Rätsel bereitete mir schon Kopfschmerzen. Natürlich stellte ich sofort die Frage, was das Auftauchen dieses Fremden mit dem Verschwinden der vier jungen Leute zu tun gehabt hatte.

Wahrscheinlich nichts – oder alles.

Ich tippte auf die letzte Möglichkeit. Ich wollte einfach nicht

akzeptieren, daß ich es plötzlich mit zwei verschiedenen Fällen zu tun hatte. So große Zufälle gab es nicht.

Als ich die Haustür leise hinter mir schloß, schoß mir ein phantastischer Gedanke durch den Kopf. Die Travers und die Waynes hatten von ihren Träumen berichtet, aber nur Alida Wayne hatte mit ihren Kindern kommunizieren können, und von ihnen erfahren, daß sie sich vor einer Gestalt fürchteten.

Ob das die von ihnen erwähnte Gestalt gewesen war?

Ich schloß es zumindest nicht aus. Aus eigener Erfahrung wußte ich, daß manche Fälle Kapriolen schlugen, über die man zuerst nur den Kopf schütteln konnte.

Mein Weg führte mich nicht zurück in das Gästezimmer, denn ich wollte nach meinen Eltern schauen. Diesem unheimlichen Besucher traute ich alles zu, auch etwas verdammt Böses, an das ich lieber nicht denken wollte. Es hatte sich nichts verändert. Noch immer lag die nächtliche Stille zwischen den Wänden, die nur dann unterbrochen wurde, als ich die Treppe hochschritt.

Licht brauchte ich nicht, denn ich war oft genug hier gewesen, um mich auch im Dunkeln auszukennen.

Die Schlafzimmertür meiner Eltern war nicht geschlossen. Sie stach in den Flur hinein, und ich näherte mich ihr noch vorsichtiger und leiser. Da sich meine Augen an die Dunkelheit gewohnt hatten, sah ich die Umrisse des Bettes und auch die Körper meiner beider Eltern, die in den verschiedenen Betten lagen.

Beide schliefen.

Mein Vater schnarchte leise, meine Mutter atmete seufzend, als litte sie unter schweren Träumen.

Ich zog mich zurück und ging ebenso leise, wie ich gekommen war, wieder nach unten.

Es war inzwischen drei Uhr geworden. Müde fühlte ich mich nicht. Trotzdem legte ich mich hin, allerdings in Hemd und Hose.

Nur die Schuhe zog ich aus.

Meine Gedanken kreisten um die unheimliche Gestalt und auch um die vier verschwundenen Menschen.

Gab es einen Zusammenhang?

Wenn ja, dann stand mir einiges an Arbeit bevor…

***

Der andere Morgen!

Vergessen war die Dunkelheit der Nacht. Vergessen waren die bösen Erinnerungen, vertrieben worden war auch der größte Teil des Nebels. Nur mehr Reste hatten sich gehalten. Sie hingen wie flattrige Tücher zwischen den Nadelbäumen oben an den Hängen.

Von früher her kannte ich es nicht anders, und es hatte sich auch

nichts verändert. Meine Mutter war als erste auf den Beinen und werkelte in der Küche herum.

Als ich eintrat, war der Tisch schon gedeckt. Sie hatte auch schon eine Kühltasche mit Proviant gepackt, die mein Vater und ich mitnehmen sollten.

»Guten Morgen, John, du hast nicht gut geschlafen.«

»Wie kommst du denn darauf, Mutter?«

»Das sehe ich dir an.«

Ich winkte ab und setzte mich an den Tisch. »Was du alles so siehst, Mum.«

»Eine Mutter sieht so etwas.«

»Okay, du hast recht. Ich habe wirklich nicht besonders geschlafen.«

»Was bestimmt nicht am Bett lag.«

»Nein, an mir.«

»Aha. Turnt dir der Fall durch den Kopf? Bist du schon soweit, daß du nicht, abschalten kannst? Das ist nicht gut, mein Junge. Wie soll das erst mal im Alter werden?«

Ich grinste innerlich in mich hinein. Ich würde ihr natürlich nichts von dem erzählen, was mir widerfahren war, auch wenn sie mit bohrenden Fragen kam.

Zum Glück betrat mein Vater die Küche und lenkte seine Frau ab.

»Du kannst dich schon setzen, Horace, es ist alles fertig.«

»Mach ich doch glatt.« Er rutschte neben mich. »Na Junge, gut geschlafen?«

»Es geht.«

»Er sieht schlecht aus«, sagte meine Mutter und ließ es sich durch mich nicht nehmen, den Kaffee einzuschenken. »Er hat schlecht geschlafen, was aber nicht am Bett liegt.«

»Der Fall, nicht?«

Ich nickte meinem Vater zu. »Ja, er hat mich beschäftigt. In den Morgenstunden habe ich dann etwas wach gelegen und nachgedacht.«

»Bist du zu einem Ergebnis gekommen?«

Ich bekam den Korb mit frischem Brot vor die Nase gehalten und mußte eine Scheibe nehmen. »Nein, Dad, nicht hier, nicht durch nachdenken. Ich gehe davon aus, daß wir höchstens am See etwas erreichen können. Wir werden uns dort umschauen und…« Ich hob die Schultern. »Jedenfalls möchte ich bei Anbruch der Dunkelheit wieder zurücksein.«

»Ist mir auch recht.«

Ich hatte den Vorschlag bewußt gemacht, denn die unheimliche Gestalt spukte mir weiterhin durch den Kopf.

Sie war das perfekte Grauen auf zwei Beinen, so etwas wie Frankensteins Monster – hatte ich zumindest den Eindruck.

Das Frühstück war toll, es schmeckte uns allen, und ich vergaß auch

nicht, meine Mutter zu loben. Sie lächelte und drängte mir noch mehr auf, aber nach dem frischen Rührei kapitulierte ich. »Ich bin es doch nicht gewohnt, am frühen Morgen soviel zu essen.«

»Dein Fehler, Junge. Ein gutes Frühstück ist die Grundlage für einen tollen Tag.«

»Wenn du das sagst.«

»Ja, das sage ich, und ich habe recht.«

Mein Vater hielt sich da raus. Damit fuhr er immer am besten. Ich war es dann, der aufstand und mir auch den Proviantkorb über die Schulter hängte.

Wir hatten noch am Abend ausgemacht, mit dem Geländewagen meines Vaters zu fahren. Es war ein hochrädriger Range Rover, für diese Gegend ein ideales Fahrzeug.

An der Haustür blieb meine Mutter stehen und winkte. Ich winkte zurück, während mein Vater den Wagen drehte. »Ja, ja, sie macht sich eben Sorgen«, sagte er.

»Ich weiß.«

»Muß sie das auch?« Diese Frage stellte mir mein Vater, als wir bereits durch das freie Gelände fuhren, wo die schmale Straße von sanften Hügeln begleitet wurde.

»Wie kommst du darauf?«

»Nur so. Ein Gefühl…«

Ich grinste ihn von der Seite her an. »Wirklich nur ein Gefühl, Dad?«

»Nein es ist mehr.«

»Was denn?«

»Du warst doch in der Nacht auf den Beinen – oder?« Ein kurzer scharfer Blick von seiner Seite, und ich wußte, daß es keinen Sinn hatte, ihm Lügen aufzutischen.

»Ja, ich war unterwegs. Ich hatte auch einen Grund. Und ich habe sehr viel Glück gehabt, denn jemand hat versucht, mich an eure Eiche vor dem Haus zu nageln.«

Zum Glück waren wir allein auf der Straße. Vor Schreck hätte mein Vater das Lenkrad beinahe verrissen. »Was sagst du da?«

Ich erzählte ihm alles. Er wurde bleich, er schluckte, er schüttelte auch den Kopf. »Verdammt noch mal, John, jetzt weiß ich auch, warum du gern vor Einbruch der Dunkelheit wieder bei uns sein wolltest.«

»Eben. Ich möchte Mutter nicht allein lassen…«

***

Und dann waren wir da!

Nicht länger als zwei Stunden hatte die Fahrt gedauert. Auf einer Autobahn wäre sie überhaupt kein Problem gewesen, auf den schmalen Straßen aber hatten wir schon achtgeben müssen, und nicht

immer konnten wir frei fahren, denn hin und wieder herrschte Gegenverkehr. Mein Vater hatte mit seiner Beschreibung recht gehabt. Es gab keine Zufahrt zum See, so mußten wir quer durch das Gelände, aber wir waren nicht die einzigen, die diesen Weg zum See hin genommen hatten. Anhand der Spuren war zu sehen, daß schon zahlreiche Fahrzeuge das Ufer angesteuert hatten.

Unter anderem auch der Wagen der vier Verschwundenen. Der aber war nicht mehr zu sehen. Man hatte ihn abgeholt, und auch von der Lagerstelle entdeckten wir kaum etwas, nur ein wenig dünne Asche.

Ich schaute auf den See hinaus.

Seinen Namen hatte er zurecht bekommen, denn die Oberfläche schimmerte tatsächlich in einem dunklen Grün. Allerdings nicht direkt auf den leichten Wellen, dort fing sich noch das Sonnenlicht.

Ein paar Handspannen tiefer sah das Wasser schon anders aus. Beinahe wie grüne Tinte, so undurchdringlich.

Beim ersten Hinsehen machte der See einen völlig harmlosen Eindruck. Das blieb auch beim zweiten Hinschauen so. Nur wenn ich daran dachte, was hier vorgefallen war, geriet ich schon ins Grübeln.

Da konnte ich mir vorstellen, daß unter der Oberfläche in dieser geheimnisvollen Tiefe schon etwas lauerte, was mit dem normalen Verstand nicht mehr zu begreifen war. Da konnte der nasse Tod seine Klauen ausgestreckt haben, um auf Opfer zu lauern.

Ich hörte, wie mein Vater kam. Neben mir blieb er stehen, die Parkajacke geöffnet, die Hände in die Seiten gestemmt. »Nun? Was ist dein erster Eindruck?«

Ich verzog die Lippen. »Was soll ich dazu sagen, Dad? Harmlos?«

»Möglich.«

»Ich weiß es nicht. Jedenfalls kann ich mir schlecht vorstellen, daß dieser See urplötzlich vier Menschen verschluckt haben soll. Auch bei einem Sturm wären die Wellen doch nicht so hoch geworfen worden.«

»Den hatten wir nicht. Zudem sind die Leichen verschwunden. Ich habe auch auf der Fahrt darüber nachgedacht, John. Mittlerweile bin ich zu dem Entschluß gelangt, daß sie gar nicht ertrunken sind. Man hat es nur getan, um anderen dieses Bild zu vermitteln.«

»Wer sollte das tun?«

»Hast du mir nicht auch von dieser Gestalt erzählt?«

»Das ist richtig.«

»Da hätten wir schon einen.«

»Ja, Dad, der die vier jungen Leuten trotz allem umgebracht hat. Sonst wären Alida Wayne die beiden Kinder nicht als Geisterwesen erschienen. Hier ist schon etwas aus dem Ruder gelaufen, daran gibt es nichts zu rütteln. Das macht das Rätsel nicht eben kleiner.«

Ich stieß fauchend die Luft aus. »Wie dem auch sei, Dad, wir kommen so nicht weiter.«

»Bleibt es denn bei dem Plan?«

»Ja, ich werde auf den See rudern. Du bleibst hier und deckst mir den Rücken.« Ich drehte mich um und ging zurück zum Wagen. Das Schlauchboot lag auf der Ladefläche, zusammen mit dem Blasebalg.

Ich holte beides hervor und pumpte es durch Fußbewegungen auf.

Ein viereckiges Gebilde entstand, aber weich und angerundet an den Kanten. Zwei Paddel lagen auch bereit. Ich nahm beide mit.

Gemeinsam trugen mein Vater und ich das Schlauchboot ans Ufer.

»Du weißt, welches Risiko du eingehst, John?«

Ich drückte einen Fuß auf den Wulst. »In gewisser Hinsicht schon, aber ich habe ja dich.«

»Sollte ich dich schwimmend retten?«

»Dazu, hoffe ich, wird es nicht kommen.«

»Okay, wie du willst. Du bist ja kein kleines Kind mehr, obwohl deine Mutter es oft anders sieht.«

Über diese Bemerkung konnte ich nur meinen Mund verziehen.

Ich schob das Boot ins Wasser, sprang hinein, mein Vater gab ihm ebenfalls noch einen Stoß, und ich drückte mich mit dem Paddel vom flachen Grund ab. »Okay, Dad.« Ich winkte knapp, kniete mich hin und paddelte der Seemitte entgegen.

Bereits nach wenigen Sekunden spürte ich die ungewöhnliche Atmosphäre, die über dem Wasser lag. Ich war ein Mensch, der Vergleiche liebte, und ich suchte nach einer Beschreibung, die mir allerdings schwerfiel. Schließlich einigte ich mich darauf, in ein klares und gleichzeitig grünes Licht hineinzugleiten, das einen breiten Tunnel ausfüllte. Das Licht wurde von der Wasserfläche reflektiert, denn um diese Zeit war die Sonne schon ziemlich weit gestiegen und legte ihre Helligkeit über den See.

Es war still.

Nur immer dann, wenn ich das Paddel eintauchte, erklang ein leises Klatschen. Dann entstanden auch Wellen, auf denen die Sonnenstrahlen ein zittriges Muster hinterließen.

Ich drehte mich nicht um. Die Welt versank einfach. Ich ruderte und spürte auch etwas von der gewaltigen Ruhe oder der stimmungsvollen Kraft, die über dem See lag. Es war einfach wunderbar, sich diesem Gefühl hingeben zu können, ein perfektes Urlaubs-Feeling, wäre da nicht die Bedrohung gewesen, eben dieses Wissen um die vier verschwundenen jungen Leute, die wahrscheinlich als Geister durch die Dimensionen irrten.

Ich kniete im Boot und schaute dabei über die wulstigen Bordwände hinweg. Mein Blick ließ die Wasserfläche nicht los. Ich wollte einfach sehen, was sich in ihr tat, aber der See tat mir den Gefallen nicht. Ob hier irgendwelche Ungeheuer lebten oder aibonhafte, mythische Gestalten, die geheimnisvolle Dunkelheit des Wassers hielt alles unter

ihrer Kontrolle.

Wie weit die vier Verschwundenen zuvor gerudert waren, war mir nicht bekannt. Ich überlegte, ob ich bis ans andere Ufer gleiten sollte, nahm allerdings davon Abstand. Noch zwei kräftige Schläge mit dem Paddel, dann holte ich das gelb schimmernde Holz ein.

Ich trieb aus…

Auch die letzten Geräusche verschwanden. Das Glucksen und Klatschen der Wellen wurde erstickt. Die Ruhe legte sich sanft wie ein Tuch über mich und den See. Sogar das Summen der ersten Frühlingsmücken war zu hören. Sie umschwirrten mich, waren aber noch träge. Ich hätte einige von ihnen mit den Händen fangen können.

Im Boot kniend drehte ich mich um und schaute dem Ufer entgegen, wo mein Vater stehen mußte. Um besser sehen zu können, schirmte ich die Augen mit der Hand ab. Ich sah den Wagen, aber meinen Vater nicht.

Warum nicht?

Mein Blick wanderte erst in die linke Richtung, wo alles frei war, dann in die rechte.

Dort wuchsen einige Büsche und kleine Bäume.

Vögel umwirbelten dieses kleine Waldstück, in dem sie gut nisten konnten.

Noch immer tauchte mein Vater nicht auf, und mir wurde allmählich mulmig zumute.

Plötzlich sah ich ihn. Zumindest die Bewegung in den Lücken zwischen dem Strauchwerk. Er hatte sich dorthin bewegt, traf aber keine Anstalten, auf den See zu schauen. Mir kam es beinahe so vor, als hätte er etwas sehr Interessantes entdeckt.

Und ich?

Ich hockte mutterseelenallein auf der Mitte des Sees, umgeben von einem Wasser, das wie ein glatter, dunkler Spiegel dort lag. Vielleicht hatte ich das Falsche getan und hätte…

Meine Gedanken brachen ab.

Ich hatte etwas gesehen.

Diesmal nicht auf dem Wasser, sondern darin, denn unter der Oberfläche bewegte sich etwas.

Schlagartig bekam ich einen trockenen Mund. Ich wagte auch nicht, mich zu rühren, ich folgte einzig und allein diesen ungewöhnlichen Bewegungen. Für mich sah es so aus, als hielten sich dort unten Gestalten auf, die aber eine ungewöhnliche Form bekommen hatten. Wenn man menschliche Körper aus Glas formt, dann sahen sie ebenfalls so aus.

Aber wieso Glas?

Die Antwort bekam ich Sekunden später, denn die Gestalten durchbrachen die Oberfläche, ohne daß sie eine Bewegung oder eine

Welle hinterlassen hätten.
Plötzlich schwebten sie vor mir, auf dem See und mit den Füßen noch im Wasser.
Ich kam aus dem Staunen nicht heraus.
Das waren sie.
Das waren die vier ertrunkenen jungen Leute…

***

Horace F. Sinclair schaute seinem Sohn hinterher, als er auf den See hinauspaddelte und so aussah, als würde er zusammen mit dem grauen Schlauchboot vom Wasser verschluckt.
Sinclair hatte kein gutes Gefühl. Es waren einfach zu viele rätselhafte Dinge passiert, hinzu kam auch der nächtliche Mordanschlag auf seinen Sohn. Da braute sich etwas zusammen, über dessen Tragweite sich beide noch nicht im klaren waren. Möglicherweise war das Verschwinden der vier Personen erst der Beginn einer Kette von schrecklichen Vorfällen, die sich zu einem Kaleidoskop des Grauens zusammenfanden und alle Beteiligten in den Strudel mit hineinzogen.
John drehte sich nicht um. So kraftvoll wie möglich ruderte er der Seemitte entgegen. Immer dort, wo er das Blatt eintauchte, bekam das Wasser einen hellen Schimmer aus Schaum.
Horace F. Sinclair gefiel der See nicht. Es hing nicht allein damit zusammen, daß hier vier Personen ertrunken waren, es lag einfach am Aussehen des Gewässers, das keinen Blick in die Tiefe zuließ.
Der Betrachter hatte das Gefühl, als würde sich dort einiges verbergen, das auf keinen Fall an die Oberfläche gelangen sollte. Gefährliche Monstren, geheimnisvolle Gegenstände aus längst vergangenen Zeiten. Hier hatten Fabelwesen ihre Heimat gehabt, der Zauber einer fremden Welt hatte den See gestreift.
Er wandte sich ab. Es tat ihm nicht gut, wenn er am Ufer stehenblieb und nur auf das Wasser schaute. Er wollte die unmittelbare Umgebung erkunden, auch in der Hoffnung, trotz allem noch eine Spur der Vermißten zu finden, auch wenn die Rettungsmannschaft und die Männer der Feuerwehr das Gelände schon abgesucht hatten. Sinclair war ein Mensch, der die Hoffnung nie aufgab, solange noch ein Funken davon vorhanden war. Man hatte die Menschen nicht gefunden, sie waren als Geister erschienen, aber irgendwo mußte es die Körper geben. Sie konnten sich nicht in Luft aufgelöst haben. Sie waren nicht verbrannt und zu Rauch geworden.
Er ging zwar am Ufer entlang, hatte sich aber abgewendet und bewegte sich auf die Buschgruppe zu, die am Fuß des Abhangs wuchs.
Sie war noch nicht dicht geworden, die Blätter zeigten ein sattes Grün und hatten auch nicht ihre ursprüngliche Größe erreicht. Zwischen den Zweigen und auch den Büschen existierten genügend

Lücken.

Das Gras auf dem Boden war ebenfalls dabei, wieder zu wachsen.

Es zeigte ein frisches Grün und sah aus wie ein dünner Teppich, der im Laufe der nächsten Wochen an Dichte gewinnen würde.

Ab und zu bewegte er seinen Kopf nach rechts, um einen Blick auf das Wasser zu werfen. John war nichts passiert. Noch immer paddelte er und würde sein Ziel bald erreicht haben.

Horace F. Sinclair ging weiter. Er wußte selbst nicht, was er suchte.

Und doch hatte er das unbestimmte Gefühl, irgend etwas zu finden.

Eine Überraschung, mit der er nicht gerechnet hatte. Er konnte zwar nicht mit Bestimmtheit sagen, daß sich etwas verändert hatte, aber es gab schon gewisse Dinge, die ihn störten.

Er sah, daß der Boden vor ihm aufgeworfen war. Ziemlich locker, als hätte dort jemand gegraben, ohne diese Löcher wieder richtig zu füllen. Es waren tatsächlich Löcher oder Grabstellen, und Sinclair hielt für einen Moment den Atem an, als er vier von ihnen zählte.

Vier Gräber.

Vier Menschen waren verschwunden.

Es paßte alles wunderbar zusammen. Plötzlich rann es wie Eiswasser über seinen Körper. Hinter den Schläfen merkte er das harte Pochen. Seine Gedanken waren da, sie drehten sich. Er wußte genau, welch einen bedeutungsvollen Fund er entdeckt hatte, aber er brachte es nicht richtig in die Reihe. Seine Gedanken wollten nicht. Er war einfach noch zu geschockt, um die Tatsachen zu akzeptieren.

Vier Gräber!

Waren es tatsächlich Gräber, oder spielte ihm dabei die Phantasie einen Streich?

Sinclair umging den Ort an der Außenseite, schaute zu Boden und entdeckte keine Veränderung.

Die Gräber waren gleich.

Von der Größe, von der Breite und von der Länge her. Obwohl er zugeben mußte, daß nur er Gräber aus diesen Abdrücken erkannte, weil er eben Bescheid wußte. Die an vier Stellen aufgelockerte Erde konnte auch einen völlig anderen Grund haben. Seine Gänsehaut und die innere Kälte nahmen zu, als er daran dachte, wer da zu seinen Füße und von schwerer Erde verdeckt lag.

Bis jetzt waren es nur Vermutungen. Um Gewißheit zu bekommen, hätte er die Gräber oder was immer hier auch war, aufschaufeln müssen. Er dachte, daß im Wagen ein Klappspaten lag. Das Werkzeug wäre also vorhanden gewesen, nur würde er die Arbeit allein nicht schaffen. Da war es besser, wenn John ihm dabei half, zumindest ein Grab aufzuschaufeln.

Es wollte ihm nicht in den Kopf, daß die Rettungsmannschaften davon nichts mitbekommen hatten. Denn neu oder frisch sahen diese

Grabstellen nicht aus. Es sei denn, die in der Erde liegenden Gestalten wären nicht normal tot gewesen und hätten als Zombies die Tiefe verlassen. Daß es so etwas gab, wußte der ehemalige Anwalt.

Sein Sohn hatte sich schließlich oft genug mit diesen lebenden Leichen herumschlagen müssen, wie er von ihm wußte.

Sinclair ärgerte sich selbst darüber, daß er so nervös war und sogar Schweiß auf seiner Stirn perlte. Dieser Fund hatte ihn innerlich zu stark aufgewühlt, und er lief wieder dorthin zurück, wo auch der Wagen am Ufer stand.

Sein Blick schweifte über das Gewässer.

Still und dunkelgrün lag es vor ihm. Mit leisen, klatschenden Geräuschen liefen die Wellen am Ufer aus, der Himmel war noch klarer geworden. Die letzten Wolken hatten sich zurückgezogen, und es herrschte gute Sicht.

Etwas irritierte den grauhaarigen Mann.

Er schaute auf das Wasser, wo auch das Boot nicht mehr bewegt wurde. Sein Sohn kniete ebenfalls unbeweglich und konzentrierte sich dabei auf eine bestimmte Stelle.

Horace schirmte die Augen mit der Hand ab, und er konnte erkennen, was sich auf dem Wasser tat.

Dort hatte es eine Veränderung gegeben.

Er sah sie nicht deutlich, aber es gab etwas. Über der Oberfläche und noch in Verbindung mit dem Wasser stehend war etwas in die Höhe gewachsen.

Sinclair kam damit nicht zurecht. Er konzentrierte sich weiterhin auf den bestimmten Punkt, runzelte die Stirn und stellte dann ungläubig fest, daß es Figuren waren.

Gestalten…

Nicht fest, sondern durchsichtig. Sie schienen aus Glas zu bestehen.

Horace F. Sinclair hielt den Atem an. Damit hatte er nicht gerechnet. Und er wußte plötzlich, wer sich aus dem Wasser erhoben und Kontakt mit seinem Sohn aufgenommen hatte.

»Das darf doch nicht wahr sein«, ächzte er…

***

Es war die Überraschung an sich, denn mit dem Erscheinen dieser vier Geister hatte ich nie gerechnet. Sie waren da und sahen noch immer so aus wie aus Scherben geformt. Sie taten nichts, aber ich merkte sehr genau die Kälte, die von ihnen ausging, als wollten sie mir einen Gruß aus der Totenwelt schicken.

Bisher kannte ich sie nur aus Beschreibungen, und da auch nur zwei von ihnen. Hier präsentierten sie sich als Quartett. Sie standen neben- und gleichzeitig hintereinander, und sie hatten sich in meine Richtung gedreht, so daß sie mich anschauen konnten.

Ihre Gesichter waren ebenfalls blaß. Auch die Flächen zwischen den Umrissen waren ausgefüllt. Sie trugen Hemden, Hosen, ich sah die Haare, ich erkannte sogar die Augen, die meiner Ansicht nach rötlich funkelten.

Es war alles da, und trotzdem wirkten sie so unwirklich, als wären sie nicht vorhanden.

Seltsam…

Tote, die lebten?

Lebten sie tatsächlich, oder bildete ich mir das alles nur ein? Ich wußte es nicht und wartete ab, was mit ihnen noch alles geschehen würde.

Sie waren aus der Tiefe gestiegen. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß sie nur einfach erschienen waren, ohne etwas unternehmen zu wollen. Sie mußten einen Grund gehabt haben, und wahrscheinlich hatte ich sie hergelockt.

Sie waren zudem aus dem Wasser gestiegen, ohne daß die Oberfläche auch nur eine Welle geworfen hätte. Das wiederum wunderte mich ebenfalls. Es zeugte auch davon, daß die Gestalten trotz ihres menschlichen Aussehens nur feinstofflich waren.

Ich wartete.

Sie warteten…

Irgend etwas würden sie tun müssen. Es ergab keinen Sinn, daß sie aus der Tiefe hervorgestiegen waren, nur um sich zu zeigen. Sie waren bestimmt nicht ohne Botschaft gekommen.

Die übrige Welt um mich herum war verschwunden. Ich konzentrierte mich einzig und allein auf die Gesichter der vier Gestalten, weil ich davon ausging, daß sie mir etwas mitteilen wollten. Eine Botschaft, vielleicht hatten sie auch eine Erklärung für mich, aber nichts dergleichen geschah. Sie standen da, ohne auch nur den Versuch zu unternehmen, mit mir einen Kontakt zu bekommen, und das wiederum begriff ich nicht.

Ich wartete.

Sie warteten…

Mir fiel auf, daß ihre Gesichter allesamt einen sehr traurigen Ausdruck zeigten, als wäre ihnen während ihres Ablebens noch etwas Schreckliches passiert.

Die Kälte blieb, die vier Gestalten blieben ebenfalls, ich war auch noch vorhanden, aber ich wollte auf keinen Fall ohne Ergebnis wieder zurück zum Ufer rudern.

Ich brauchte den Kontakt.

Sehr vorsichtig bewegte ich mein Paddel. Ich hatte es zuvor eingeholt und drückte es jetzt wieder über den Wulst der Bordwand hinweg. Ich wollte die vier Geister nicht stören, aber gleichzeitig an sie herankommen. Das Paddel tauchte ins grünlich schimmernde Wasser.

Ich drängte es zurück, das Boot bekam einen leichten Schub und glitt vor. Nicht einmal Wellen entstanden, als es über die Oberfläche hinwegglitt und auf das Ziel zufuhr.

Ich kam mir vor, als würden wir gemeinsam schweben, und die Distanz zwischen uns schmolz rasch. Ich brauchte das Paddel nicht ein zweites Mal einzutauchen, der Druck reichte aus, um mich an die vier Gestalten heranzubringen.

Ich war vorsichtig und gespannt, denn ich wußte nicht, was passierte, wenn ich sie berührte oder durch sie hindurchfuhr, falls dies überhaupt möglich war.

Wenn sie sehen konnten, dann mußten sie auch bemerken, daß ich ihnen entgegenfuhr. Ich kam näher, sie hätten eigentlich verschwinden müssen, doch sie blieben, und ich berührte sie nicht nur, ich fuhr sogar in die vier Gestalten hinein.

Dabei geschah etwas Seltsames. Es war für mich wie der Eintritt in eine andere Welt. Schwer nachvollziehbar, ich hatte trotzdem das Gefühl, die normale Umgebung verlassen zu haben und in eine andere einzudringen, die mich voll und ganz umgab.

Sie war nicht wie ein Gefängnis, aber auch nicht viel anders. Ich spürte die Fremdheit sehr deutlich. Sie stürmte auf mich ein, sie überflutete mich, das Schlauchboot stoppte auch, und ich traf keine Anstalten, wieder loszufahren.

Dafür konzentrierte ich mich auf die fremden Gedanken. Sie überrollten mich lautlos, aber sie kamen mir zugleich vor wie ein mächtiger Sturmwind.

Und ich hatte den Eindruck, als spielte mein Kreuz dabei eine wichtige Rolle. Es war dabei, diese Gefühle aufzufangen, sie zu konzentrieren und dann abzugeben, so daß sie durch meinen Kopf strömten und sich zu Empfindungen zusammensetzten.

Es waren sicherlich keine Stimmen, zumindest keine direkten, obwohl sie mir so vorkamen.

Wispern, flüstern, geheimnisvolle Botschaften durchflossen mein Hirn. Das Jenseits oder die andere Welt hatte ein Tor weit geöffnet, um den Kontakt mit mir zu haben. Diesmal empfing ich die Botschaften, und sie wurden so vorgetragen, daß ich sie auch verstand.

Über die Lösung des Rätsels dachte ich nicht nach. Ich vertraute mir selbst, und ich vertraute gleichzeitig meinem Kreuz, das mir einen Schutz gab.

Die vier Geister hatten mit ihm Kontakt aufgenommen. Gerade das Kreuz bannte sie auf der Stelle und veränderte den Informationsfluß, in dem ich nicht nur die Botschaft hörte, sondern sie mir auch bildlich gezeigt wurde.

Vor meinen Augen entstanden die einzelnen Sequenzen. Ich war wie

vor den Kopf geschlagen, denn ich erlebte Dinge mit, die längst geschehen waren.
Die Erinnerung wurde zu einem Film.
Ich war der Zuschauer.
Das Kreuz war mein Katalysator.
Die Welt um mich herum versank, obwohl ich noch immer im Boot auf dem Wasser blieb, aber die lebendig gewordene Vergangenheit, die ich zu sehen bekam, war einfach schrecklich.
Ich erlebte das Ende der vier jungen Leute plastisch mit, als wäre ein Video-Recorder eingeschaltet worden…

***

Überall war Wasser!
Keine Luft, nur dieses verdammte Wasser, das so herrlich, aber auch so grausam sein konnte.
In diesem Fall war es grausam!
Es faßte zu. Es war einfach da. Es tobte, es ließ den Menschen keine Chance. Sie waren vom Wasser geholt worden. Unheimliche Kräfte hatten sich dort ausgetobt. Sie waren aus der Tiefe hervorgestiegen und hatten das Boot zum Kentern gebracht.
Ich sah es nicht, ich sah auch nicht die Oberfläche des Sees, ich erlebte nur die Qual der vier jungen Leute mit, die zu ertrinken drohten.
Sie alle konnten schwimmen, und sie versuchten verzweifelt, wieder an die Oberfläche zu gelangen. Sie schafften es nicht. Die anderen Kräfte waren grausam und brutal. Das Wasser hielt sie fest, drückte sie nach unten, und ihre paddelnden Bewegungen wirkten manchmal lächerlich und auch hilflos.
Ich selbst spürte ihre Qualen und hatte das Gefühl, ebenfalls keine Luft mehr zu bekommen. Ich hockte noch immer in meinem Boot, alles war so anders geworden. Ich hielt die Augen offen, aber um mich herum war eine Bühne, auf der die Ereignisse der Vergangenheit in wuchtigen, schrecklichen und dreidimensionalen Bildern abliefen.
Ich sah auch die beiden jungen Frauen, die gegen mich trieben. Ob sie bereits tot waren, konnte ich nicht erkennen, aber ihre Gesichter sahen aus wie die von Leichen.
Sie waren so bleich, so aufgedunsen, so erstarrt und durch die Brechung des Wassers verzerrt. Ob sie ihre Arme aus eigener Kraft bewegten oder sich die Wirbel und Strudel dafür verantwortlich zeigten, das wußte ich ebenfalls nicht. Sie hüpften nur hin und her, getrieben von den Wellen und Strömungen, und als ich in das Gesicht eines jungen Mannes sah, da zuckte plötzlich dessen Mund, den er bis zu diesem Zeitpunkt geschlossen gehalten hatte.
Er öffnete ihn.

Das Wasser hatte freie Bahn.
Es strömte hinein, der Junge zuckte, er würde grausam ersticken und ertrinken.
Woher kam der Schatten?
Er wischte durch das Wasser wie ein gewaltiger Fisch, was er nicht war, denn seine Umrisse glichen denen eines Menschen. Und er war ein Mensch, wie ich überdeutlich erkennen konnte. Ein monströser Körper, zu dem auch ein Kopf gehörte – und ein Gesicht!
Mein Erschrecken war tief!
Das Gesicht hatte ich schon einmal gesehen. Es war die aus unterschiedlichen Hälften bestehende Fratze. Auf der einen Seite ein Gerippe, auf der anderen die normale Haut, doch genau dort, wo die beiden Hälften zusammentrafen, sah ich die Nahtstellen, die sich wie ein quer verlaufender Reißverschluß von oben nach unten zogen.
Es war ein Bild, das mich schockte. Bei dieser bildlichen Rückführung in die Vergangenheit spürte ich den Druck im Magen und auch den verdammten Schauer, der wie ein Eishauch auf meiner Gestalt lag.
Der Mann griff zu.
Er hatte Kraft, er packte sich die beiden Mädchen und die beiden Jungen, er zerrte sie aus dem Wasser, ich sah es genau, und ich erkannte auch, daß er sie aufs Trockene schleuderte.
Am Ufer blieben sie liegen.
Der Unheimliche und für mich auch Namenlose, machte weiter. So erlebte ich, wie er versuchte, die vier jungen Leute wieder ins Leben zurückzuholen.
Er spielte jetzt den Retter. Er bewegte ihre Arme, er drückte gegen die Brustkörbe, er sorgte dafür, daß Wasser aus den Mündern und den Nasen hervorströmte.
Ich schaute zu, ohne eingreifen zu können, denn all die Dinge waren schon geschehen. Man präsentierte mir hier die Lösung. Wahrscheinlich hatten es die vier Geistgestalten so gewollt.
Ich hockte auch weiterhin in meinem Boot auf dem See, umfangen von den Bildern der Vergangenheit.
Der unheimliche Fremde schleifte sie weiter. Die beiden jungen Männer hielt er mit der rechten Hand fest, die Frauen mit der linken. Er hatte die Arme der Leblosen angehoben. Zu seinen Händen hin bildeten sie zwei schiefe Ebenen, die Körper schleiften über dem Boden, und er schaffte sie kurzerhand weg.
Wohin, das konnte ich im Moment nicht sehen. Das Bild wurde auch diffus, ich kriegte mit, wie die Vergangenheit ihre Kraft verlor, und ich befand mich für einen Moment wieder in der Wirklichkeit.
Allein daran spürbar, daß mich die Kälte traf, ich war also wieder da. Man hatte den Film aus der Vergangenheit einfach unterbrochen.
Ich selbst konnte nichts tun, tastete aber nach meinem Kreuz und

hatte es nicht einmal richtig berührt, als die Umgebung abermals vor meinen Augen verschwand.

Die Kraft der vier Geister hatte wieder die Oberhand gewonnen.

Ich erlebte mit, wie es den vier jungen Leuten ergangen war, denn es folgte der zweite, noch schrecklichere Teil des Dramas.

Sie hielten sich nicht mehr in der unmittelbaren Umgebung des Ufers auf. Jetzt war alles anders geworden. Die monströse Gestalt hatte ihre Beute weggeschafft. Ich sah sie als die vier leblosen Gestalten dort, wo die Uferregion mit Buschwerk bewachsen war.

In der Zwischenzeit hatte sich da etwas getan.

Vier Gräber!

In mir vereiste etwas.

Aber ich mußte weiterhin zuschauen und erlebte, wie sich diese unheimliche Gestalt an die grausame Arbeit machte. Sie hob zuerst eine der jungen Männer an und legte ihn in das Grab. Ein Mädchen folgte, dann wieder ein Mann.

Er bückte sich, um auch sein letztes Opfer anzuheben.

Sehr genau konnte ich hinschauen, und ich sah auch die entsprechenden Details.

Das Mädchen hatte sehr langes Haar. Wahrscheinlich blond.

Durch das Wasser aber klebten die Strähnen zusammen, und es war dunkel geworden. Er legte sein Opfer für einen Moment auf seine vorgestreckten Arme. Genau in dem Moment passierte es.

Das Mädchen hob seinen rechten Arm an.

Es geschah aus sich heraus, dieser Unheimliche hatte damit nichts zu tun.

Es lebte.

Es war nicht ertrunken!

Aber es verschwand ebenso wie die anderen drei in diesem verfluchten Grab. Die Erkenntnis war schlimm. Ich wollte es nicht glauben, ich wollte einfach nichts nachvollziehen, aber ich konnte mich auch gegen das Resultat nicht wehren, so schlimm es sich auch bestätigte.

Der Unbekannte hatte die vier jungen Leute aus dem Wasser gerettet, um sie dann lebendig zu begraben!

Dieses Wissen versetzte mir einen Schock. Ich fühlte mich wie in den Boden gestampft, und ich sah, wie die Bilder wieder diffus wurden, um zu verschwinden.

Noch einmal drehte das Monstrum seinen Kopf.

Mir kam es vor, als wüßte es genau Bescheid, als wollte es sich seinen Gegner noch einmal anschauen.

Es starrte mich an.

Die auf der einen Seite normalen und die auf der anderen Seite eingerissenen Lippen waren zu einem breiten Grinsen verzogen, das

einen höllischen Triumph zeigte.

Er hatte gewonnen, und er griff zu einer Schaufel, um die Gräber wieder aufzuschütten.

Das Bild war weg. So schnell, als hätte man es meinen Augen regelrecht entrissen.

Die Normalität hatte mich wieder, aber ich begriff sie zuerst nicht.

Ich starrte über die Bordwand hinweg auf das grüne Wasser. Ich sah auch die Geister nicht mehr, ich war einfach wie zerschlagen, denn diese Eindrücke hatten bei mir körperlich als auch seelisch ihre Spuren hinterlassen und sich tief eingegraben.

Obwohl mich das Licht der Sonne beschien, fror ich so stark, daß ich zitterte. Hätte man mich jetzt angesprochen, ich wäre nicht in der Lage gewesen, eine Antwort zu geben. Zu tief steckte das zuletzt Erlebte noch in mir.

Ich schaute ins Leere, hörte mich selbst und wußte zugleich, daß ich der Lösung um einen kleinen Schritt näher gekommen war. Wieder einmal hatte man mich mit der Grausamkeit der verschiedenen Welten konfrontiert, und ich war so etwas wie ein Mittelpunkt darin gewesen.

Mein Speichel schmeckte bitter, der Kopf schmerzte. Ich war nicht mehr in der Lage, klar und nüchtern zu denken. Zu tief saßen die Erinnerungen des eben Erlebten.

»Johnnn…«

Der Klang einer Männerstimme zerriß die Stille. Er hallte über das Wasser, erreichte mich, aber ich reagierte nicht. Erst beim dritten Ruf hob ich den Kopf und drehte mich auch im Boot um, damit ich zum Ufer schauen konnte.

Dort stand mein Vater und winkte mit beiden Händen. Er hatte meine Bewegung gesehen und rief mit lauter Stimme: »Komm zurück, John! Komm bitte sofort zurück!«

Ich hob den rechten Arm zum Zeichen, daß ich ihn verstanden hatte. Dann griff ich nach dem Paddel und machte mich auf den Rückweg.

Ich war ein anderer Mensch als auf der Hinfahrt.

***

Schweigend zerrte ich das Boot aufs Trockene. Mein Vater stand neben mir und atmete heftig. Er wollte mir behilflich sein, was ich ablehnte. »Laß nur, ich schaffe es schon.«

Ich ließ mir Zeit und zog das Schlauchboot völlig aufs Trockene.

Erst dann richtete ich mich auf, und meinem Vater waren wohl die müden Bewegungen aufgefallen, denn er schaute mich sorgenvoll an. »Was ist mit dir, John?«

Ich wischte mit dem Handrücken über meine Lippen. »Tja, Dad, was soll sein?«

»Du hast sie gesehen, nicht wahr?«

»Alle vier.«

»Ich auch«, flüsterte er und schaute auf das Wasser hinaus. »Ja, ich habe sie auch gesehen.«

»Und weiter?«

»Sie sahen aus wie Glas, denke ich, aber das habe ich vergessen, denn ich löste mich hier vom Ufer, und ich muß dir sagen, daß ich etwas entdeckt habe. Nicht hier, sondern einige Yards weiter, wo die Büsche anfangen. Da ist…«

»Dad«, sagte ich und unterbrach ihn mitten im Satz. »Hast du dort Gräber gesehen?«

Er schaute mich an, als hätte ich ihm soeben eine schreckliche Botschaft überbracht. »Woher weißt du das?«

Ich hob die Schultern. »Ich habe auch etwas erlebt. Ich fuhr… nein, ich will es dir normal sagen, Dad.« Mit tonloser Stimme berichtete ich, welche Erkenntnis mir dieser Ausflug eingebracht hatte.

Mein Vater schaute mich an, als wollte er mir kein Wort davon glauben. Dann, als ich nicht mehr sprach, schluckte er, schüttelte den Kopf und flüsterte: »Das ist ja grauenhaft.«

»Schon mehr als das.«

Der alte Herr holte tief Luft. »Müssen wir davon ausgehen, daß… daß diese Personen bei lebendigem Leib begraben worden sind, nachdem man sie aus dem Wasser geholt hat?«

»Leider müssen wir das.«

»Aber… aber … wer tut denn so etwas? Welcher Mensch kann so schlimm sein, daß er …?«

»Ich will es dir sagen. Derselbe Mensch, der mich mit deiner Gartenschere hat umbringen wollen.«

Mein Vater dachte nach. »Gut, das habe ich akzeptiert. Es ist alles in Ordnung. Nur suche ich nach dem Grund, John. Ich begreife es einfach nicht. Es will mir nicht in den Kopf, daß so etwas passiert. Das… das … tut niemand.«

»Ich habe es erlebt.«

»Kannst du dir auch den Grund für diese scheußliche Tat vorstellen, John?«

»Nein, das kann ich nicht. Noch nicht, Dad, aber ich werde ihn herausfinden.«

Er nickte. »Ja, das meine ich auch. Das wird wohl jetzt unsere vorrangige Aufgabe sein.« Er schüttelte sich. »Wenn ich mir vorstelle, was da passiert ist, dann… mein Gott, die armen Menschen! Sie sind lebendig begraben worden.«

»Ja, Vater, und sie sind tot. Aber ihre Geister finden keine Ruhe, weil sie eines unnatürlichen Todes gestorben sind. Sie irren durch die fremden Welten, sie sind einfach nicht in der Lage, so zu handeln, wie es normal wäre.«

»Und was ist normal, John?«

»Eben die Ruhe der Toten. Die hat man ihnen einfach nicht gegönnt. Ich weiß nicht, warum dies geschehen ist, aber auch in der Welt der Geister oder Dämonen geschieht nichts ohne Grund. Dreh-und Angelpunkt ist eben diese schreckliche Gestalt, ein namenloser Mörder, ein Monstrum auf zwei Beinen. Es muß in einem unmittelbaren Zusammenhang mit den vier toten, jungen Leuten stehen.«

Mein Vater nickte. Er schaute auch weiterhin zu Boden, als er sagte: »Du hast es ja gesehen und mir beschrieben. Ich weiß leider nicht, wo ich diesen Menschen hinstecken soll. Anders ausgedrückt, ich habe ihn noch nie gesehen.«

»Das nehme ich dir auch ab.«

Er wechselte das Thema. »Gehen wir zu den Gräbern?«

»Sicher.«

Es dauerte nicht lange, als auch ich vor den vier Stellen stand, wo die Erde sehr locker aussah, als hätte jemand versucht, aus der Tiefe hochzukriechen.

Die erlebten Bilder kehrten wieder in meine Erinnerung zurück.

Genau an dieser Stelle hatte ich das zweibeinige Monstrum bei seiner schrecklichen Arbeit gesehen. Mein Vater gab mir einige Zeit, um nachzudenken, dann sagte er: »Mich wundert nur, John, daß den Rettungsmannschaften diese Stelle nicht aufgefallen ist.«

»Wie kommst du darauf?«

»Dann hätten sie doch nachgeschaut.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht, Dad. Nein, du darfst nicht davon ausgehen, daß die Männer unser Wissen gehabt haben. Sie werden diese Stellen sicherlich gesehen haben, sie aber mit dem Tod der vier jungen Menschen in Verbindungen zu bringen, das wird ihnen kaum in den Sinn gekommen sein. Sie werden es nur zur Kenntnis genommen haben, und das ist auch alles.«

»Bist du davon überzeugt?«

»Ja.«

»Gut – und noch etwas. Ich habe einen Spaten im Wagen. Wenn wir Gewißheit haben wollen, dann sollten wir zumindest an einem Grab anfangen zu graben.«

Mein alter Herr überließ mir die Entscheidung, und ich grübelte darüber nach. Hatte es wirklich Sinn, sich damit zu belasten. Auf der einen Seite schon, auf der anderen nicht. Wenn ich allerdings grub, dann würde ich auch Gewißheit haben, daß mich diese Bilder aus der Vergangenheit nicht getäuscht hatten.

»Gut, Dad, ich werde den Spaten holen. Diese Zeit sollten wir uns tatsächlich nehmen.«

Ich ging zum Wagen und war schnell wieder zurück. Mein Vater

stand vor den vier Grabstellen wie eine Statue. Die Sonne war höher gewandert und schickte ihre Strahlen zum Ufer. Auf dem Wasser ließ sie blitzende Reflexe zurück.

Ich klappte den Spaten auseinander, prüfte ihn, indem ich ihn in die weiche Erde stieß und war zufrieden, was seine Stabilität anging. Dann begann ich zu graben.

Ich hatte bei diesem Rückblick leider nicht erkennen können, wie tief die Gräber waren. Da konnte ich nur hoffen, daß sie nicht allzu tief waren.

Mein Vater schaute zu.

Hin und wieder bewegten sich seine Lippen. Dann sprach er mehr zu sich selbst, denn ich verstand kein Wort. Ich grub unverdrossen weiter, tauchte den Spaten auch nicht zu steil in den weichen Boden, sondern setzte das Blatt in einem schrägen Winkel an.

Der Haufen neben dem Grab nahm an Größe zu.

Schweiß rann über mein Gesicht. Mein alter Herr wollte mich ablösen, dagegen hatte ich etwas. »Es wird nicht tief sein, hoffe ich«, – und stieß im selben Augenblick mit der Blattkante gegen einen relativ weichen Widerstand.

Das konnte nur ein Körper sein!

Ich hielt inne, drehte den Kopf und schaute hoch zu meinem Vater. »Okay, Dad, ich glaube es ist soweit.«

Er beugte sich vor und stützte seine Handflächen gegen die Oberschenkel.

Behutsam machte ich weiter. Ich wollte nichts zerstören und hielt den Spaten dabei ziemlich flach. Der Widerstand war dicht unter der weichen Lehmkrume verborgen. Noch war nicht zu erkennen, wo sich das Kopf- und wo sich das Fußende der Leiche befand.

Die Sonne strahlte uns an. Sie schien es an diesem Tag besonders gut zu meinen, denn sie brannte auf meinen Rücken hinab. Ich legte den Spaten zur Seite und räumte dicht vor meinen Füßen die letzten Krumen Erde mit den Händen zur Seite.

Etwas Helles schimmerte durch.

Haut…

Mit ein paar weiteren Bewegungen befreite ich den Gegenstand von den letzten Resten graubrauner Erde.

Wir hatten freie Sicht.

Und wir sahen das Gesicht.

»Mein Gott«, flüsterte der alte Herr, »mein Gott, das ist Jimmy Wayne.«

Ich hatte nur den Gesichtsausschnitt freigelegt, mehr nicht. Er kam mir trotzdem vor, als läge eine Maske in der Erde. Starr und leicht angefleckt, denn ein Teil der Haut war bereits in den Zustand der Verwesung übergegangen.

Nicht einmal die Augen hatte der Mörder dem Zwanzigjährigen geschlossen. Es kam mir vor, als würde mich der Tote bittend und qualvoll anschauen.

Was mußten die vier erlebt haben, wenn sie lebendig begraben worden waren? Da konnte ich nur hoffen, daß sie der Tod schon zuvor ereilt hatte, zumindest bei dreien von ihnen.

Mein Vater wischte immer wieder über sein Gesicht, weil er es einfach nicht fassen konnte. Er wollte auch zu mir sprechen, doch seine Kehle saß zu. Dann ging er einige Schritte zur Seite. Ich hörte trotzdem, wie er weinte.

Auch mein Gesicht glich dem des Toten, so starr und hart war es geworden. Ich fing wieder damit an, die Erde zurückzuschaufeln, und sehr bald schon war das Gesicht wieder bedeckt. Jetzt sah niemand mehr, wer hier lag.

»Ich denke, wir sollten zurückfahren, Dad. Hier haben wir wohl nichts mehr verloren.«

»Ja, Junge, das meine ich auch.«

Ich klappte den Spaten zusammen. Schweigend gingen wir zurück zum Wagen, wo ich das Werkzeug auf die Ladefläche legte. Es war uns gelungen, einen Teil des Geheimnisses zu lüften, das meiste aber war noch tief verborgen, und wir würden uns anstrengen müssen, um es hervorzuholen.

»Was sagen wir den Eltern, John? Sagen wir es ihnen überhaupt?«

Ich drehte mich um. Mein Vater lehnte an der Beifahrertür und schaute dabei über das Wasser. Ich war sicher, daß er es nicht einmal sah. »Nein, Dad, noch nicht. Später ja, aber nicht jetzt. Ich möchte in Ruhe weiter arbeiten.«

»Du willst ihn fangen?«

»Natürlich.« Ich ging zum Schlauchboot und ließ die Luft heraus.

Erst als das zischende Geräusch verklungen war, sprach ich weiter.

»Ich glaube nicht, daß er in seinen Aktivitäten stoppen wird. Diese vier sind möglicherweise der Anfang gewesen. Er wird weitermachen, davon bin ich voll und ganz überzeugt.«

»Meine Güte, ja. Aber was treibt ihn? Was treibt ihn dazu, Menschen bei lebendigem Leib zu begraben? Ich… ich … komme damit nicht zurecht, wirklich nicht.«

»Es muß einen Grund geben, Dad.«

»Ist das eine Antwort?«

»Nein, ich weiß. Es wird uns viel Mühe und Schweiß kosten, dies herauszufinden.«

»Was sagen wir deiner Mutter?«

Ich lächelte mit einer Gesichtshälfte. »Das kann ich dir auch nicht sagen. Irgendwann werden wir mit der Wahrheit herausrücken müssen. Wir können unterwegs darüber reden.«

»Gut.«

Zugleich stiegen wir ein. Diesmal fuhr ich. Bevor ich den Wagen startete, warf ich noch einen letzten Blick über den See. Es war ein Abschied, doch ein Abschied voller Zorn und Wut, denn ich haßte diese Gegend, in der so viel Schreckliches geschehen war…

***

Mary Sinclair würde nie von sich behaupten, in die Zukunft sehen zu können, in diesem Fall oder an diesem Tag aber da hatte sie so etwas wie eine angedeutete Vision.

Sie fürchtete sich vor den kommenden Stunden. Nur ging es dabei nicht um sie persönlich, sie dachte an ihre beiden Männer, die unterwegs waren, und sie konnte sich vorstellen, daß dieser Weg nicht ohne Gefahren war.

Die Frau ängstigte sich.

Sie räumte die Küche auf. Ihre Gedanken waren nie bei der Sache.

Immer wieder schaute sie aus dem Fenster auf den Ort vor dem Haus, wo die herrlichen Bäume wuchsen und wo auch die Zufahrt von der Straße her ihr Ende fand.

Ein Wagen fuhr auf das Haus zu.

Mary Sinclair blieb stehen. Das Sonnenlicht irritierte sie etwas, deshalb sah sie nicht sofort, wer in dem dunkelblauen Ford saß. Bis ihr einfiel, daß die Familie Wayne einen derartigen Wagen fuhr. Das Auto stoppte im Bereich der Haustür, und es war Alida Wayne, die ausstieg. Sie schloß das Fahrzeug nicht ab, ging die paar Schritte bis zur Tür und klingelte.

Mary Sinclair war bereits auf dem Weg. Sie öffnete und schaute in das blasse Gesicht der Frau, die aussah, als hätte sie in der letzten Nacht nicht geschlafen.

»Darf ich eintreten, Mrs. Sinclair?«

»Aber bitte, kommen Sie.«

Etwas scheu betrat die Frau das Haus, denn es war das erste Mal, daß sie den Sinclairs einen Besuch abstattete. Sie blieb auch noch unsicher, als Mary Sinclair die Tür hinter ihr geschlossen hatte. Trotz des aufgelegten Make-ups war die Blässe in ihrem Gesicht zu sehen, ebenso wie die Ränder unter den Augen.

»Wollen wir in die Küche gehen?«

»Ja – gern.«

Mary ging vor. Sie war froh, aufgeräumt zu haben. Sie bot ihrer Besucherin einen Platz an, dann Kaffee, den die Frau gern nahm.

Nach dem zweiten Schluck fing sie an zu sprechen. »Mein Mann weiß nicht, daß ich bei Ihnen bin, Mrs. Sinclair. Er steht den Dingen nach wie vor skeptisch gegenüber. Ich hätte auch gern Kate Travers mitgebracht, aber sie muß im Geschäft bleiben.«

»Verstehe.«
»Bei mir ist die Neugierde gewachsen, Mrs. Sinclair. Sie ist wie ein Druck, den ich einfach nicht loswerde. Wir haben ja miteinander gesprochen, und Sie wollten netterweise Ihrem Sohn Bescheid geben. Wie hat er reagiert? Daß er hier ist, weiß ich ja, aber…«
»Keine Sorge, Mrs. Wayne. Mein Sohn ist zusammen mit meinem Mann zum See gefahren.«
»Bitte?«
»Ja, zum See.«
»Und was wollen sie dort?«
»Sich noch einmal umschauen. John ist ein erfahrener Polizist. Es könnte sein, daß er etwas entdeckt, was die anderen übersehen haben. Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Beide Männer wollen spätestens bei Anbruch der Dämmerung wieder zurücksein.«
»Ja, das ist gut.«
»Um noch einmal auf ihre Kinder zurückzukommen, Mrs. Wayne, Sie haben in der letzten Nacht keinen Besuch gehabt?«
»Nein, habe ich nicht. Ich hätte es mir gewünscht. Ich habe auch meinen Mann davon überzeugen können. Er hat sogar einen Recorder mitlaufen lassen, aber es war nichts. Es sei denn, es ist in den Morgenstunden geschehen. Da sind wir dann leider eingeschlafen, weil die Müdigkeit zu groß wurde.«
»Ja, das ist verständlich.«
Alida Wayne leerte die Tasse und schaute auf ihre Uhr. »Lange wollte ich auch nicht bleiben. Ich bin jetzt etwas beruhigter, da sich Ihr Sohn um die Dinge kümmert. Vielen Dank für den Kaffee. Sie geben mir ja bestimmt Bescheid, wenn sich die Lage verändert.«
»Das auf jeden Fall.« Mary Sinclair erhob sich ebenfalls. »Sagen Sie, Mrs. Wayne, fahren Sie jetzt in den Ort?«
»Das hatte ich vor.«
»Können Sie mich mitnehmen?«
»Gern. Wohin?«
»Ich wollte noch etwas einkaufen und zum Geschäft der Familie Travers. Wenn Sie mich dort in der Nähe absetzen können?«
»Das ist kein Problem. Sofort?«
»Ja, ich hole nur meinen Mantel.«
Die Besucherin verließ das Haus, während Mary noch ihren leichten Mantel von der Garderobe holte und ihn überstreifte. Sie knüllte auch die kleine Leinentasche zusammen und steckte sie in die Manteltasche. Mary Sinclair wollte nicht nur einkaufen, sondern auch einige Worte mit der Familie Travers reden. Sie hatten sich mehr zurückgehalten als die Waynes, und diesen Panzer wollte Mary etwas lockern.
Alida Wayne hielt der älteren Frau die Tür auf. Mary nahm auf dem Beifahrersitz Platz.

»Keine Sorge, mein Sohn wird den Fall bestimmt aufklären.«

Alida schnallte sich an. »Das glaube ich Ihnen sogar. Nur bringt mir das meine Kinder nicht mehr zurück. Ich habe sie als Geister erlebt. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie noch einmal lebendig werden können. So etwas wird es nicht geben.«

»Ich fürchte, daß ich Ihnen da leider recht geben muß.«

Mrs. Wayne hob die Schultern. Sie startete. Es war ihr anzusehen, daß sie Mühe hatte, ihre Tränen zurückzuhalten, denn immer wieder wurde sie von den Erinnerungen überschwemmt.

Der Weg in den Ort war nicht sehr weit. Eine schmale Straße führte in Kurven abwärts. Rechts und links der Fahrbahn standen kleine Häuser auf den leichten Hängen, umgeben von Gärten und Bäumen. Eine sehr klare Frühlingsluft zeichnete den Tag, und in der Sonne war es schon angenehm warm. Diese Wärme hatte auch zahlreiche Menschen aus den Häusern hervorgelockt, sie hielten sich im freien auf, und es war zu spüren, daß Lauder von einer besonderen Stimmung erfaßt worden war, in die Begriffe wie Tod und Sterben einfach nicht hineingehörten.

Das Geschäft der Travers lag günstig an der Hauptstraße, und an der Seite des flachen Baus war ein Gelände als Parkplatz freigelassen worden. Die Kunden konnten an einer Seite hinauffahren und an der anderen wieder abbiegen. Auf dem Platz stoppte Alida Wayne den Wagen und ließ Mrs. Sinclair aussteigen.

»Wenn es etwas Neues gibt, rufe ich Sie an, Mrs. Wayne. Sie sind bis zum Abend im Haus?«

»Ja, ich warte.«

»Gut, grüßen Sie bitte Ihren Mann.«

»Danke.«

Mary schaute dem Wagen nach. Ihr Gesicht zeigte Sorgenfalten. So optimistisch, wie sie sich Alida Wayne gegenüber gegeben hatte, war sie nicht. Die Sorgen saßen doch tief, und sie hoffte nur, daß Mann und Sohn früh genug zurückkamen.

Zudem rechnete sie damit, daß die folgende Nacht die entscheidende werden würde. Einen Beweis dafür hatte sie nicht. Da ließ sie sich einfach von ihrem Gefühl treiben.

Mary Sinclair betrat den Supermarkt. Wie immer wurde sie auch von anderen Kundinnen erkannt, grüßte, mußte zurückgrüßen, aber sie war an diesem Tag nicht dazu aufgelegt, einen Schwatz zu halten. In ihr kribbelte es. Da war ein Gefühl in ihr, als sollte sehr bald etwas passieren und nicht erst am Abend.

Das Geschäft war nicht groß. Man konnte es als einen kleinen Supermarkt ansehen, einen etwas erweiterten Laden, in dem es jedoch alles gab, was der Mensch brauchte.

Mary nahm immer denselben Weg.

Nachdem sie den Eingang durchschritten hatte, wandte sie sich nach rechts. Die beiden Kassen ließ sie liegen. An einer von ihnen saß die Inhaberin persönlich, während deren Mann mehr im Lager zu tun hatte und auch die Waren auszeichnete. Er räumte sie auch ein, zusammen mit einem Helfer.

Einen Einkaufswagen hatte sich Mary ebenfalls besorgt. Sie schob ihn vor sich her, vorbei an den ersten Regalen, denen sie nichts entnahm. Sie geriet in den Bereich der langen Kühltheke. Dort wurde die leicht verderbliche Ware aufbewahrt. Käse, Joghurt, Butter und ähnliche Lebensmittel.

Sie hielt an.

Butter wollte sie kaufen, auch Milch.

Es war wie immer.

Sie streckte den Arm aus und stellte fest, daß sich in ihrer unmittelbaren Nähe kaum Kunden aufhielten. Es herrschte nur wenig Betrieb im Laden.

Zuerst dachte sie, daß ihr die Kälte aus dem vorn offenen Kühlregal entgegenströmte. Das allerdings erwies sich als Irrtum, denn der Hauch kam von links.

Sie drehte den Kopf.

Im selben Augenblick kam sie sich vor, als wäre sie schockgefrostet worden.

Trotz der hellen Leuchtstoffröhren unter der Deck sah sie nicht weit von ihrem Platz entfernt die Umrisse zweier Personen.

Ein junger Mann und ein junges Mädchen!

Die Kinder der Familie Travers. Und sie waren tatsächlich als Geister erschienen…

ENDE des ersten Teils